

---

Pastoralblatt für die Diözesen  
Aachen, Berlin, Essen, Hildesheim,  
Köln, Osnabrück

---

**Dezember 12/2006**

---

**Aus dem Inhalt**

---

Klaus Pfeffer  
„Ich bring’ alles wieder“ 353

---

Thomas Söding  
Der Rat des Timotheus 355

---

Gerd Neuhaus  
Auf dem Weg zu einer eschatologi-  
schen Theodizee 363

---

Christoph Stender  
Sakralhandwerk: Kunstvoll  
gebrochenes Schweigen 369

---

Gunther Fleischer  
Eine Frage des Punktstandes 374

---

Ralph Sauer  
Transzendenz-Chiffren bei Mozart 377

---

Literaturdienst: 382

---

Stefan Kiechle: Macht ausüben

Christian Hennecke: Kirche, die über den Jordan geht

---

G 3212 E

PASTORALBLATT

### **Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:**

Pfarrer Klaus Pfeffer, Charlottenhofstr. 61 (Jugendhaus St. Altfrid), 45219 Essen | Prof. Dr. Thomas Söding, Nienborgweg 24, 48161 Münster | Prof. Dr. Gerd Neuhaus, Burgstr. 53 C, 45289 Essen | Pfarrer Christoph Stender, Michaelsbergstr. 6, 52066 Aachen | Dr. Gunther Fleischer, Marzellenstr. 26 / Redaktion Pastoralblatt, 50668 Köln | Prof. Dr. Ralph Sauer, Bussardstr. 3 a, 49377 Vechta

Unter Mitwirkung von Pfarrer Rolf-Peter Cremer, Klosterplatz 7, 52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard, Domhof 12, 49074 Osnabrück | Weihbischof Dr. Heiner Koch, Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Dompropst Dr. Stefan Dybowski, Niederwallstr. 8–9, 10117 Berlin | Domkapitular Adolf Pohner, Domhof 18–21, 31134 Hildesheim | Weihbischof Franz Vorrath, Zwölfiling 16, 45127 Essen

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Essen, Hildesheim, Köln, Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63, 50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7002 od. -7001, Fax (0221) 1642-7005, E-Mail: [gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de](mailto:gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de)

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Essen, Hildesheim, Köln, Osnabrück“ erscheint monatlich im Ritterbach Verlag GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 5–7, 50226 Frechen

Der jährliche Bezugspreis beträgt 32,50 Euro incl. MWSt. | Einzelheft 2,75 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher werden nicht zurückgesandt | Druck: Ritterbach Medien GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 10–12, 50226 Frechen

# „Ich bring’ alles wieder“

**„Nun, er liegt in seiner Krippen,  
ruft zu sich mich und dich,  
spricht mit süßen Lippen:  
Lasset fahr’n, o liebe Brüder,  
was euch quält, was euch fehlt,  
ich bring alles wieder“**

*Paul Gerhardt*

Wenn das Weihnachtsfest näher rückt, erfasst viele Menschen ein melancholisches Gefühl. Die alten Lieder und Bräuche dieser Zeit wecken Erinnerungen an längst vergangene Zeiten.

Mag sein, dass da manches idealisiert wird, was an Bildern aus der persönlichen Familien- und Lebensgeschichte aufsteigt. Aber zumindest weckt dieses Fest wie kein anderes die Sehnsucht nach Heimat und Geborgenheit – nach einer Welt, in der nicht so viel verloren geht und die weniger vergänglich ist.

Vielleicht entziehen sich deshalb auch immer mehr Menschen den traditionellen Weihnachtsempfindungen, um genau das nicht zu spüren. Wer Sehnsucht wahrnimmt, spürt eben auch, was ihm im Leben fehlt, was unwiederbringlich vergangen und verloren scheint.

Als Dietrich Bonhoeffer im Jahre 1943 sein erstes Weihnachtsfest im Gefängnis verbringen muss, überkommen ihn solche Sehnsuchtsgefühle mit ungeahnter Macht. Bis kurz dem Fest hofft er zwar noch auf seine Freilassung, aber er ahnt doch auch, dass es so bald kein Wiedersehen in Freiheit geben wird. Er leidet unter der Trennung von seiner Familie, seiner Braut und seinen engsten

Freunden. Trost findet er in einem alten Weihnachtslied von Paul Gerhardt: „Fröhlich soll mein Herze springen“. Die 7. Strophe hat es ihm angetan, in der ein ungewohntes Bild für Christus auftaucht – der „Wiederbringer“: „Lasset fahr’n, o liebe Brüder, was euch quält, was euch fehlt, ich bring alles wieder.“

„Es geht nichts verloren“, schreibt Bonhoeffer in Anlehnung an diesen Liedvers seinem engsten Freund, „in Christus ist alles aufgehoben, aufbewahrt, allerdings in verwandelter Gestalt, durchsichtig, klar, befreit von der Qual des selbstsüchtigen Begehrens.“ Bonhoeffer erlebt sehr konkret, wie viel ihm schon verloren gegangen ist und was ihm verloren zu gehen droht: Er trauert seiner lebendigen Vergangenheit nach, sehnt sich nach seiner Braut und nach einem Wiederbeisamensein mit seinem Freund. Der Gedanke, dass Christus nichts verloren gehen lässt, ist ihm eine Hilfe, das Loslassen und Abschiednehmen einzuüben.

Die weihnachtlichen Erinnerungen vieler Menschen an ihre vergangenen Kindertage erwecken den Eindruck, als wollten sie das Rad der Zeit und ihres Lebens zurückdrehen oder zumindest aufhalten. Auch die Jahreswende macht deutlich, wie vergänglich das

Leben doch ist und wie unaufhaltsam die Jahre voranschreiten. Der Verlust des Vergangenen und die Abschiede von Menschen, Orten und Zeiten können erträglicher werden mit dem schlichten Glauben an den Christus, der „alles wieder bringt“. Dann kann es leichter möglich sein, ganz im Hier und Jetzt zu leben und das Vergangene zu lassen, weil es ja nicht völlig verloren ist. Dann behält alles seinen Wert, was vor Jahren galt und heute nicht mehr passt. Menschen, Situationen, Erfahrungen bleiben ein Teil von mir und müssen nicht verdrängt oder vergessen werden.

Dietrich Bonhoeffer ist wenige Monate nach seiner Auseinandersetzung mit dem Wiederbringer-Christus erstaunlich gelassen, als er seinen Freund wohl etwas traurig daran erinnert, dass sie jetzt ein Jahr lang nicht mehr zusammen sein konnten. Aber dann schreibt er sofort von seiner großen Dankbarkeit für die vergangenen gemeinsamen Jahre und hält sich offen für die Möglichkeiten der Zukunft: Er sei „begierig“ zu wissen, wie der künftige Weg weitergehe, „ob es noch einmal irgendwie ein gemeinsamer wird, oder ob wir uns mit dem Vergangenen zufrieden geben müssen.“ Es klingt, als könne er auch Letzteres ertragen – vielleicht deshalb, weil er weiß, dass Christus „alles wieder bringt“? Jedenfalls überwiegt in seinem Brief die Dankbarkeit für das Vergangene alles andere, wenn er schließt: „Es waren wunderbare Jahre!“

Bonhoeffer hilft, zu Weihnachten Christus als „Wiederbringer“ zu entdecken. Das vergangene Jahr und auch die vielen Lebensgeschichten, die zum Weihnachtsfest wieder einfallen – sie sind nicht einfach vorbei und „weg“. Sie bleiben Teil unserer Lebensgeschichte. Christus wird sie uns am Ende unseres Lebens gewissermaßen zurückgeben – als Frucht und Summe all dessen, was unser Leben ausgemacht hat. Und warum sollte er dann nicht auch zu uns sagen: „Es waren wunderbare Jahre!“

## Liebe Leserinnen und Leser,

diesmal beginnt es mit dem Rat, in der Hl. Schrift zu lesen. Dies klingt aufs Erste nicht sonderlich originell, wird aber spannend durch die Einbettung dieser Maßgabe in ihren Kontext sowie durch die Implikationen. Beide entfaltet der an der Uni Wuppertal lehrende Neutestamentler **Prof. Dr. Thomas Söding**, der auch Mitglied der Päpstlichen Bibelkommission ist.

Vor einem Jahr wurde die Welt durch die Tsunami-Katastrophe bewegt. Der damals besonders, aber letztlich immer virulenten Theodizee-Frage geht **Prof. Dr. Gerd Neuhaus** nach, Fundamentaltheologe an der Uni Bochum und Gymnasiallehrer, um nach dem Sagbaren von Gott angesichts unsäglichen Leids zu spüren.

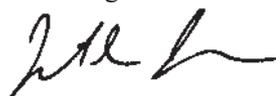
Wie kann man sakrale Kunst so präsentieren, dass aus Museumsstücken „Künder“, auch für „Outsider“ ihrer eigentlichen und ursprünglichen Bestimmung werden. Anregungen aufgrund eigener Ausstellungserfahrungen bietet der Aachener Hochschulpfarrer **Christoph Stender**.

Gemeinschaft und Dienstleistung – beide Modelle folgen in der Welt ganz unterschiedlichen Vorstellungen vom Menschen. Wie sieht das Menschenbild aus, wenn beide, wie es in der Kirche der Fall ist, zusammen kommen? Dazu aus gegebenem Anlass ein Beitrag von mir selbst.

Zum Ausklang des Mozartjahres und zum 215. Todestag (5.12.) eine Art Predigt zu dem Komponisten, dessen Sakralkompositionen vielleicht am häufigsten in unseren feierlichen Messen von Chören zu hören sind – ein Bekenntnis zu Mozart aus der Feder des emeritierten Pastoraltheologen der Hochschule Vechta, **Prof. Dr. Ralph Sauer**.

Nun wünsche ich Ihnen, auch mit den Worten meiner Weihnachtsbetrachtung auf der letzten Seite, ein gesegnetes, Freude und Besinnung zugleich hervorbringendes Weihnachtsfest und grüße Sie herzlich

Ihr



# Der Rat an Timotheus

## Geistliche Schriftlesung im Licht der Pastoralbriefe

Im Ersten Timotheusbrief, der sich der Paulusschule verdankt<sup>1</sup>, wird der Meisterschüler des Apostels, der prototypisch das Amt eines kirchlichen Hirten ausüben soll, an seine Berufung und damit auch an seine Pflichten erinnert:

<sup>12</sup>Sei den Gläubigen ein Vorbild im Wort, im Wandel, in Liebe, im Glauben, in Lauterkeit. <sup>13</sup>Bis ich komme, halte dich ans Lesen, Trösten, Lehren. <sup>14</sup>Vernachlässige nicht das Charisma in die, das dir aufgrund der Prophetien mit der Handauflegung der Presbyter verliehen wurde. (1 Tim 4,12ff)

Die Paulusschule kann und will ihre Prägnanz durch den Apostel, den frommen Intellektuellen und schriftkundigen Prediger, den Missionar und Büchernarr, nicht verleugnen, der (nach 2 Tim 4,13), auch wenn es ans Ende geht, keine größere Sorge hat, als wieder in den Besitz der Bücher und Pergamente zu gelangen, die er in Troas bei Karpus zurückgelassen hat. Timotheus ist ein Mann des Geistes, mit Herz und Verstand. Er soll dafür sorgen, dass Männer an der Spitze der Ortskirchen stehen, die nicht nur in der Öffentlichkeit anerkannt sind und von der Gemeinde getragen werden, sondern auch theologisch kompetent und in ihrer Lebensführung glaubwürdig.

An erster Stelle der Anweisungen steht das Lesen. Vorbild im Wort und Wandel zu sein, in der Liebe, im Glauben und in der Lauterkeit, setzt ein reines Herz voraus, einen klaren Verstand und profundes Wissen. Das wichtigste Mittel, das Herz zu reinigen, den Verstand zu schärfen und das Wissen zu mehren, ist das Lesen: die Lektüre der Heiligen

Schrift, d.h. unseres „Alten Testaments“, aber doch wohl auch schon eines erheblichen Teiles des später so genannten Neuen Testaments. Vom Kontext her ist vor allem an die gottesdienstliche Vorlesung gedacht. Dann ergibt sich die Trias Lesung – Predigt – Katechese oder mit der Vulgata *lectio – exhortatio – doctrina*. Aber der Vers lässt sich nicht auf das öffentliche Lesen einschränken. Er umfasst auch das private Studium. In der Antike wurde in der Regel laut gelesen; das leise Lesen wird besonders im Christentum gepflegt<sup>2</sup>: Die Aufmerksamkeit soll konzentriert, die Heilige Schrift verinnerlicht werden. Die öffentliche Lehre setzt nach den Pastoralbriefen eine tiefe Verwurzelung in der Schrift und eine intensive Praxis der persönlichen Schriftlesung voraus. Die Ausrichtung auf die öffentliche Lehre, die aufbauen, klären, ermahnen, trösten, bilden soll, bewahrt die persönliche Betrachtung nicht nur davor, der reinen Selbsterbauung zu dienen, sondern öffnet sie auch für die Gemeinschaft der Kirche und klärt sie, indem sie im Feuer der Kritik geläutert wie im Glanz der Zustimmung bestärkt wird.

### 1. Schriftlesung als erstrangige Aufgabe

Die Priorität des Lesens und Vorlesens ist in der Antike alles andere als selbstverständlich. Von Spitzenkräften in Politik, Wirtschaft und Verwaltung erwarten die Griechen und Römer viel: Tatkraft, Vernunft, Selbständigkeit, Durchsetzungsfähigkeit, nicht zuletzt persönliche Integrität, auch Bildung und Traditionsbewusstsein. Auf die Idee, an die Spitze des Kriterienkataloges die Fähigkeit zum Lesen und Vorlesen zu setzen, käme niemand. Entscheidend ist hingegen, dass man aus der richtigen Familie stammt und eine gute Ausbildung genossen, Erfahrungen gesammelt und Erfolge sich erarbeitet hat. Wer hingegen, wie der Paulus der Pastoralbriefe, die Frage, ob jemand Jude oder Grieche, Sklave oder Freier ist, gar nicht weiter berührt und dem Problem, ob jemand zu alt oder zu jung ist, einen einzigen Satz widmet (1 Tim 4,12),

weiß, dass in der Kirche andere Kriterien gelten. Wer das Lesen und Vorlesen einer Schrift in den Vordergrund stellt, die „heilig“ genannt wird, bezeugt nicht nur eine große geistige Freiheit, sondern zugleich eine große Demut: die Demut nämlich, zu wissen, dass man im Entscheidenden nicht aus sich selbst heraus lebt, auch nicht aus einer Unmittelbarkeit göttlicher Eingebungen; sondern aus einer Vorgabe, die Gott Anderen gemacht hat und dadurch der eigenen Person nahebringt, dass diese Anderen sie – mündlich und schriftlich – überliefert haben.

Parallelen zum Pastoralbrief gibt es im Judentum. Die Pharisäer und Schriftgelehrten, die es nach der Katastrophe des Jahres 70 – zeitgleich mit den Pastoralbriefen – konsolidieren, sind in erster Linie Bibelleser und Bibelinterpreten. Zu dieser Tradition gehört Paulus, der ja selbst ein Pharisäer war. Juden und Christen wissen ihren ganzen Glauben auf eine Offenbarung gegründet, die in der Geschichte ergeht und sich deshalb durch Überlieferung vergegenwärtigt. *Das Medium* dieser Offenbarung ist die Heilige Schrift.<sup>3</sup> Den entscheidenden Punkt erfasst der Erste Timotheusbrief, wenn er – gut paulinisch – von der besonderen Qualität des Bibeltexes und der darin begründeten besonderen Qualität des Lesens spricht (2 Tim 3,16f)<sup>4</sup>: Die Inspiration der Schrift begründet ihre Wahrheit (1 Tim 2,4,7; 3,15; 4,3; 2 Tim 2,18; 3,8,15; Tit 1,14), die Wahrheit ihre Normativität, ihre Nützlichkeit, ihre Konstruktivität für die Kirche. Der Glaube, in dem allein die Kirche geleitet werden kann und um dessentwillen sie geleitet werden muss, setzt die Lektüre der Bibel voraus; denn der Glaube setzt das inspirierte Zeugnis dieses Gottesglaubens in der Heiligen Schrift voraus. Derselbe Geist aber, in dem die „Schrift“ entstanden ist, wirkt auch, dass sie verstanden wird. Der heilige Geist schafft nicht nur inspirierte Texte, sondern auch inspirierte Leser.<sup>5</sup> Es sind Menschen nach dem Geschmack Gottes, „zu jedem guten Werk bereit“, die sich nicht zuletzt durch ihre eigene sorgfältige Schriftlektüre vom Geist auf die Spur des Verstehens setzen lassen.

<sup>16</sup>Die ganze von Gott inspirierte Schrift ist nützlich zur Lehre, zur Beweisführung, zur Zurechtweisung und zur Erziehung in Gerechtigkeit, <sup>17</sup>damit der Mensch Gottes gerüstet sei, zu jedem guten Werk bereit. (2 Tim 3,16)

## 2. Die persönliche Schriftbetrachtung

Timotheus wird von Paulus zur persönlichen Schriftlesung angehalten. Was er selbst nicht kennt, kann er anderen nicht vermitteln; was er selbst nicht glaubt, kann er nicht glaubwürdig verkünden.

### *Die Mitte und das Ganze sehen*

Die persönliche Schriftlesung, in der Timotheus sich üben soll, hat eine lange Vorgeschichte.<sup>6</sup> Die Mutter des Timotheus ist Judentin (Apg 16,1–3). Timotheus kommt aus einer jüdischen Familie; deshalb kann ihm attestiert werden, er sei bereits „von Kind auf“ mit den „heiligen Schriften“ vertraut (2 Tim 3,15). Gemeint ist die Bibel Israels. Der Glaube, den Timotheus in seinem Amt neu entfachen soll, ist derselbe Glaube, der, wie es der Paulus des Pastoralbriefes attestiert, schon in seiner jüdischen Großmutter Loïs und seiner Mutter Eunike lebendig war (2 Tim 1,5). Es ist der Glaube an den einen Gott, den Schöpfer des Himmels und der Erde, aber auch der Hoffnung auf den Messias aus dem Stamme Davids (2 Tim 2,8).

Timotheus hat das Glück, durch seine jüdische Familie und seine christliche Mutter früh im Glauben alphabetisiert worden zu sein. Die Alphabetisierung geschah mit der Bibel. Die Heilige Schrift stellt nicht nur den Grundwortschatz und die Grammatik, sondern auch den Aufbauwortschatz und die Hermeneutik des Glaubens bereit. Ohne biblische Grund- und Aufbaukurse gibt es kein christliches Glaubensleben, das die Wahrheit des Evangeliums zu ahnen beginnt, geschweige eine Gemeindeleitung, die dem Anspruch Jesu Christi genügt. Drei Phasen dieser biblischen Bildung lassen sich unterscheiden: der Blick auf das Ganze, der Blick auf die Mitte, der Blick auf die Details.

*Erstens:* Die ganze Meisterzählung der ganzen Bibel muss in den Blick treten, die mit der Schöpfung beginnt, den Sündenfall nicht verschweigt und die Höhen und Tiefen der Geschichte Israels ausmisst und deshalb die Linie über Bethlehem und Golgatha ins neue Jerusalem auszieht, das den neuen Himmel und die neue Erde erfüllt und Platz bietet, mehr als genug, für alle Nationen, die von den Enden der Erden durch die geöffneten Tore herbeiströmen ins neue Paradies dieser neuen Stadt. Bei der Bibellesung geht es ums Ganze (vgl. 1 Tim 3,16)

*Zweitens:* Die Meistererzählung der Bibel will von ihrer Mitte aus verstanden werden, mit ihrer Grundbotschaft. Nach den Pastoralbriefen lautet sie (1 Tim 2,4ff):

⁴Gott will, dass alle Menschen gerettet werden und zur Erkenntnis der Wahrheit gelangen: ⁵Einer ist Gott, einer auch Mittler zwischen Gott und den Menschen: der Mensch Christus Jesus, ⁶der sich als Lösegeld hingegeben hat für alle, ein Zeugnis zur rechten Zeit.

In diesem Bekenntnistext verbindet sich das *Schema Israel*, das Hauptgebot (Dtn 6,4f), das Jesus sich zu eigen gemacht hat (Mk 12,28–34 parr.), mit dem christologischen Grundbekenntnis, wie es auch Paulus formuliert hat (1 Kor 8,6). Es ist das Bekenntnis zur Heilsbedürftigkeit und zur Erlösung des Menschen durch den einen Mittler, den Menschen Jesus Christus, der Gottes Einheit entspricht.<sup>7</sup>

*Drittens:* Die Meistererzählung der Bibel kann weder auf ihre große Linie noch auf ihre Grundbotschaft reduziert werden. Es müssen auch die vielen Knotenpunkte sichtbar werden, die kleinen Fäden und die Querverbindungen, das ganze Gewebe, das den Bibeltext ausmacht und ihn erst tragfähig, belastbar und schön macht. Erst dann wird die große Linie sichtbar und die Grundbotschaft so gefüllt, dass sie von allen als Wort des Lebens gelesen und gehört werden kann. Wer diesen Weg geht, hat die Möglichkeit, das Ganze von der Mitte aus zu sehen und die Mitte von allen Seiten aus zu betrachten.

Zum kirchenleitenden und kirchendienenden Amt gehört aber mehr als elementares Grundwissen über die Schrift. Ein Aufbaukurs in der Sprache des Glaubens ist nötig (vgl. Hebr 6,1ff). Er führt jedoch nicht über die Schrift hinaus (vgl. 1 Kor 4,10), sondern tiefer in sie hinein. Die Pastoralbriefe sind dafür selbst ein Beispiel. Sie können in ihren vielen Anspielungen, Zitaten, Motivtranspositionen am besten verstanden werden, wenn man das Alte Testament, die Evangelien, die Paulusbriefe vor Augen hat. Die Pastoralbriefe standen nie allein. Sie sind als Teil des Corpus Paulinum, als Teil der Heiligen Schrift angelegt.

### *Wiederholungen und Entdeckungen*

Die Intensivierung der Schriftlektüre folgt dem Gesetz der Wiederholung. Übung macht den Meister (1 Tim 4,7f). Durch regelmäßiges Training entsteht die Kondition, ohne die lange Strecken nicht zu meistern sind. Das ist das A und O der alttestamentlichen Pädagogik (Dtn 6), in deren Tradition sich das Christentum stellt.

Der tiefe Grund für die Notwendigkeit der Wiederholung ist im Christentum die Bindung des Glaubens an das Ereignis Jesu Christi. In der Geschichte hat es stattgefunden; überliefert ist es von Augenzeugen, die zum Glauben gelangt sind. Ohne die Erinnerung an das, was sie gesehen, gehört und gesagt haben, kann der Glaube nicht zu seiner Quelle finden.

„Von Neuigkeiten allein kann man nicht leben“, analysiert kühl der Gießener Philosoph Odo Marquard und fügt hinzu: ... unser Leben ist kurz, darum haben wir nicht die Zeit, alles oder auch nur das wichtigste neu zu regeln ... Zukunft braucht Herkunft; denn – *vita brevis* – wir müssen an Traditionen anknüpfen.“<sup>48</sup> Die Pastoralbriefe wissen dafür noch einen tieferen Grund als die Kürze des Lebens: die Länge des Atems Gottes in der Geschichte. Deshalb entwickeln sie ein ausgesprochenes Traditionsbewusstsein (2 Tim 1,13f).

Die Bewahrung geschieht durch Überlieferung. Das Anvertraute, die *Paratheke*, ist der Inhalt des Evangeliums, der über Paulus zu

Timotheus gelangt ist und von Timotheus den Bischöfen, Presbytern, Diakonen für ihre Kirchen übermittelt wird (1 Tim 6,20; 2 Tim 1,12; 2 Tim 2,2).<sup>9</sup> Die Bewahrung schafft Kontinuität, deren bleibender Orientierungspunkt das Zeugnis der Heiligen Schrift ist.

Die Tradition, paulinisch verstanden, ist alles andere als Erstarrung, sie ist inspirierend. Der Text bleibt identisch, nicht aber der Leser und die Situation, in der er liest. Mit neuen Augen gelesen, mit alten Augen von einem neuen Standpunkt aus betrachtet, von einem alten Standpunkt aus in einer neuen Umgebung und in einem neuen Licht angeschaut, zeigen sich neue Seiten des Textes und die altbekannten gewinnen einen neuen Sinn. Das gilt für jedes Buch; *a fortiori* gilt es für das Buch der Bücher, das – historisch betrachtet – einen ziemlich einzigartig harten Prozess der Auswahl, der Prüfung, der Kritik durchlaufen hat, bevor es als Bibel Geltung beansprucht und erlangt hat, und das – theologisch betrachtet – gerade deshalb zum Lesen einlädt, weil es die Stimmen vieler Menschen aus der Zeit Israels, Jesu und der Urkirche einfängt, die ihren Weg des Glaubens gegangen sind. Sie sind Vorbilder im Glauben. Jesus ist unendlich mehr: Er ist der Retter der Sünder (1 Tim 1,15; vgl. Lk 19,10).<sup>10</sup>

### *Eigene Worte im Gespräch finden*

Die persönliche Schriftlesung ist, weil es um den Glauben geht, ein Vorgang, der ganz persönlich ist. Er kann ganz persönlich sein, weil jeder den Geist erhalten hat (2 Tim 1,7). Das Verständnis, das daraus fließt, muss zur Klarheit geführt werden (2 Tim 2,7f):

<sup>9</sup>Verstehe, was ich sage, denn es wird dir der Herr Verstand in allem geben.

<sup>8</sup>Gedenke Jesu Christi, auferstanden von den Toten, aus dem Samen Davids, gemäß meinem Evangelium.

Eingebettet ist die Mahnung, das Gedächtnis zu schärfen, in eine Mahnung, in den Fußstapfen des Apostels das Evangelium zu verkünden. Eigene Worte sollen gefunden und ins Gespräch gebracht werden. Auch dann,

wenn die Glaubensvertiefung nicht im großen oder kleinen Kreis, sondern im stillen Kämmerlein vor sich geht, hat sie nichts Autistisches an sich. Wenn sie fruchtbar ist, ist sie dialogisch. Hans-Georg Gadamer<sup>11</sup> hat gezeigt, dass zwischen Text und Leser nicht nur ein einsames Zwiegespräch abläuft, sondern dass weit mehr Gesprächspartner beteiligt sind: alle diejenigen nämlich, die den Text überliefert und ihn mit ihren Eindrücken versehen haben. Interpretation kann nicht dem Gelingen, der diesen Gesprächsfaden abreißen lässt, sondern nur dem, der ihn aufnimmt, fortspinnt und neu verknüpft.

Timotheus steht, wenn er die Schrift liest, im lebendigen Kontakt sowohl mit der jüdischen Tradition, der sich das „Alte Testament“ verdankt, als auch mit dem Apostel Paulus, der ihm das Christugeschehen erschlossen hat und von ihm her auch ein neues Verständnis der Bibel Israels. Timotheus, der die Brücke bauen soll zwischen der apostolischen und der nachapostolischen Zeit, liest aber die Bibel, wenn er den Ratschlag seines Meisters folgt, deshalb immer schon in geistlicher Gemeinschaft mit der Kirche, nämlich mit den Christenmenschen, denen er das Geheimnis des Glaubens nahebringen soll.

### *Schweigen und Beten*

Da sich die Schrift dem Geist Gottes verdankt, ist das alles Entscheidende beim Schriftgespräch das Gespräch mit Gott. Gott spricht sein Wort – durch das Menschenwort der Schrift; Timotheus hört dieses Wort – indem er liest und zu verstehen beginnt, welches Wort Gott ihm und den Anderen durch das Wort der Schrift sagt, indem sie seine Augen für die Geschichte Gottes mit seinem Volk Israel, mit Jesus und mit der Kirche öffnet. Timotheus antwortet Gott, indem er „für alle Menschen“ betet, so wie Paulus es ihm ans Herz legt, weil es sich aus dem Zeugnis der Schrift ergibt (1 Tim 2,1). Timotheus antwortet Gott ebenso, wenn er verkündet, was Paulus ihm im Einklang mit der Schrift mitgeteilt hat und was durch die Verkündigung zum Bekenntnis wird, zum Lobpreis Gottes wegen Jesus Christus (1 Tim 3,16):

Er wurde offenbart im Fleisch gerechtfertigt im Geist, geschaut von den Engeln, verkündet unter den Heiden, geglaubt in der Welt, aufgenommen in Herrlichkeit.

Das Bekenntnis ist selbst ein Gebet. Paulus vertraut es Timotheus an. Wer den Brief liest, wird zum Beter. Das eigene Gebet wird vom schweigenden Lesen inspiriert. Wenn es aus dem Studium der Schrift erwächst, ist es nicht das Echo der eigenen Gedanken, sondern des Wortes Gottes, das im Wort der vom Geist begabten Zeugen seines Glaubens ertönt.

### *Das Evangelium glauben und leben*

Glaubwürdigkeit ist ein entscheidendes Merkmal christlicher Verkündigung nach den Pastoralbriefen (2 Tim 2,11ff). Paulus lebt, was er glaubt. Er glaubt, was er lebt. Seine dunkle Vergangenheit ist nicht verschwiegen. Seine Bekehrung ist als reine Gnade erkannt. Diese Gnade aber erhellt als Grundzug der ganzen Bibel, als Inbegriff des Evangeliums. Sie prägt das Leben, sie prägt auch das Sterben des Apostels. Sie schafft das Vorbild für seine Nachfolger.

Das Evangelium will nicht nur im Wort der Heiligen Schrift gelesen, es will in Leib und Seele, Herz und Verstand der Glaubenden gelebt werden – mit aller Kraft. Denn es ist ja die Frohe Botschaft von der verwandelnden Lebenskraft Gottes (2 Tim 2,11–13):

Timotheus soll sich davon ergreifen lassen. Seine geistliche Schriftlesung soll der Nerv seines geistlichen Lebens werden.

<sup>11</sup>Das Wort ist glaubwürdig: Wenn wir mit ihm gestorben sind, werden wir auch mit ihm leben; <sup>12</sup>wenn wir ausharren, werden wir mit ihm herrschen; wenn wir ihn verleugnen, wird er uns verleugnen;

<sup>13</sup>wenn wir untreu sind, bleibt er treu, denn er kann sich selbst nicht verleugnen.

## **3. Das öffentliche Lehren der Heiligen Schrift**

So wichtig nach den Pastoralbriefen für Timotheus die persönliche Schriftlesung ist, so wichtig ist sie auch für die öffentliche Lehre. „Leiten durch Lehren“ – so lautet das paulinische Motto für die Kirche der nachapostolischen Zeit. Es vertraut auf die Macht des Wortes, die Überzeugungskraft des Argumentes und die Einsichtsfähigkeit der Gläubigen. Die wesentliche Aufgabe der Kirchenleiter und Kirchendiener besteht darin, die „gesunde Lehre“ so zu profilieren, zu entfalten und zu vermitteln, dass sie die Christen und die Kirche nicht krank macht, sondern gesund – an Haupt und Gliedern, mit Leib und Geist und Seele.

Der Kern der Überlieferung, aus der die gute Lehre gewonnen wird, ist die Schrift (vgl. 1 Tim 1,10; 4,6.13.16; 5,17; 6,1.3; 2 Tim 4,2f; Tit 1,9; 2,7.10).<sup>12</sup> Ihr entnimmt die Paulusschule ihre ganze Dogmatik und Ethik, ihr Gottes- und Christusbekenntnis, ihr Gesetzesverständnis und ihre Paraklese. Selbstverständlich steht die Schrift nicht allein. Sie ist eingebunden in die *viva vox evangelii*, in die Liturgie und die Katechese. Aber von der Geschichte Israels weiß die Paulusschule aus den heiligen Schriften Israels; von Jesus weiß sie aus der Evangelientradition, von Paulus aus der im Entstehen begriffenen Briefsammlung.

Ist aber die Schrift geronnene Glaubensgeschichte und Text gewordene Tradition, kommt es darauf an, sie in der Lehre, vor allem der Predigt, so zu erschließen, dass sie den Glauben zu erkennen gibt, den sie bezeugt, und die Überlieferungsgeschichte sichtbar macht, der sie sich verdankt. Die Bibel ist kein papierner Papst, sondern geschichtliches Glaubenszeugnis. Gerade wenn sie als inspirierte Urkunde des Glaubens gesehen wird, ruht sie nicht in sich selbst, sondern verweist auf die *viva vox evangelii*, in die sie eingebettet ist und die ihrerseits auf Gott verweist, den sie verkünden kann – aber nur, wenn sie sein Geheimnis wahr. Dies aufzudecken, nach 1 Tim 3,16 das große „Geheimnis des Glaubens“, ist die Aufgabe der

kirchlichen Lehre. Recht gelehrt wird die Schrift, wenn sie Zug um Zug sowohl in den vielen Details erschlossen wird, die sie hat, als auch in ihrer einfachen Grundbotschaft – und wenn dann gezeigt wird, dass diese Grundmelodie nicht nur ein *cantus firmus* ist, sondern eine ganze Symphonie, die Symphonie des Lebens, die Symphonie des Geistes Gottes.

### *Kritik der „Gnosis“*

Zur Zeit der Pastoralbriefe wird die Szene von einer attraktiven, faszinierenden „Gnosis“ (1 Tim 6,20) beherrscht, die den Anspruch erhebt, das wahre Christentum zu vertreten, das strengere, stärkere, profiliertere, geistvollere, und die diesen Anspruch mit einer kunstvollen Schriftinterpretation verbindet: Durch hochgestochene Allegoresen – der Briefschreiber polemisiert gegen „Fabeleien und endlose Geschlechterregister“ (1 Tim 1,4), gegen „gottlose und sinnlose Mythen“ (1 Tim 4,7; vgl. Tit 1,14) – soll ein christlicher Spiritualismus gefördert werden, der sich durch eine leibfeindliche, ehefeindliche, lebensfeindliche Askese (1 Tim 4,1–5), durch eine rein präsentische Eschatologie und durch eine Abkehr von der Welt auszuzeichnen versucht.<sup>13</sup> Demgegenüber mussten die Pastoralbriefe den Geschichtsbezug des Glaubens einschärfen, die positive Schöpfungstheologie (1 Tim 4,4f) und die Weltverantwortung des Glaubens, die Bedeutung des Gottesdienstes im Alltag der Welt, die Nüchternheit und Verlässigkeit des Christseins, die Lebbarkeit des Glaubens gerade für die einfachen Menschen.

Die Orientierung an der Schrift mit ihrer eindeutig positiven Schöpfungs- und Geschichtstheologie, ihrem Sinn für die Ethik der Nächstenliebe und ihrem Wissen, dass das Heil nicht an der Moralität der Menschen hängt, war von entscheidender Bedeutung, nicht nur die sogenannte „Gnosis“ zu kritisieren, sondern auch die christliche Lehre selbst weiter zu entwickeln. Die Lehre auf der Basis der Schrift dient der Klarheit und Verbindlichkeit, der Verständlichkeit und Glaubwürdigkeit des Evangeliums, seiner ethischen Re-

levanz und seiner spirituellen Tiefe, die nicht aus einer Abkehr vom geschichtlichen Leben, sondern aus einer Hinkehr zu ihm im Geist Jesu zu gewinnen ist.

Diese Schriftauslegung ist Sache der Kirchenlehrer. Die Pastoralbriefe wollen, dass klar ist, wer in der Kirche das Sagen hat. Sie wollen es nicht, damit klerikaler Geist die Gemeinde Jesu Christi zur Männerkirche macht. Sie wollen es vielmehr, damit die Qualität der Lehre auf Dauer gewährleistet ist, damit die Nichtchristen wissen, woran und an wen sie sich halten können, und damit in der Kirche und für die Kirche festgestellt wird, dass es letztlich nur einen Lehrer gibt, Jesus. Deshalb gibt es für das öffentliche Lehren ein eigenes Amt, das – nachdem Propheten ihr Wort der Auswahl und des Zuspruchs gesprochen haben (vgl. 1 Tim 1,18) – durch Handauflegung denen übertragen wird, die das Kriterium einer vernünftigen, bodenständigen, gemeindenahen, menschenfreundlichen christlichen Lebensführung erfüllen (1 Tim 3,1–7.8–13; 5,17–22; Tit 1,6–9). Durch die Handauflegung, die auch bedeutende evangelische Exegeten einen sakramentalen Akt nennen, wird ihnen das Charisma verliehen, das sie brauchen, um diesen Dienst am Evangelium für die Gemeinschaft der Glaubenden auch tatsächlich in der Kraft des Geistes leisten zu können (1 Tim 4,16; 2 Tim 1,6).

### *Freimütige Rede*

Gegen die Geheimniskrämerei der „Gnosis“ schärft Paulus die Öffentlichkeit des Lehrens ein. Selbstverständlich braucht es – dazu bedarf es nicht vieler Worte – die private Unterweisung im Haus, z.B. bei der Kindererziehung oder beim Gespräch von Frau zu Frau. Es steht auch nirgendwo, dass der Bischof ein Monopol auf die Katechese hat. Aber wichtig ist, dass dort, wo die Gemeinde zusammenkommt, beim öffentlichen Gottesdienst, der zu diesem Dienst bestellte Presbyteros oder Diakonos, vor allem aber und letztverantwortlich der Episkopos, das Wort ergreift, um verständlich und verbindlich zu lehren. So wie die kirchliche Lehre im wesentlichen Schriftauslegung ist, ist auch umgekehrt die verbind-

liche Schriftauslegung in Form der Evangeliumsverkündigung und der zum Glauben ermutigenden Lehre wesentlich Sache des bischöflichen (oder vom Bischof beauftragten) Lehrers. Die Kriterien sind klar: Inhaltlich muss die lehrmäßige Schriftauslegung mit der Tradition übereinstimmen, die vor allem durch Paulus erschlossen worden ist, formal muss sie sich durch *parrhesia*, auszeichnen, durch Freimut (1 Tim 3,13). Paulus erinnert Timotheus (2 Tim 1,7):

Gott hat uns nicht einen Geist der Verzagtheit gegeben, sondern der Kraft, der Liebe und der Besonnenheit.

Der Mut zur Öffentlichkeit, der Mut zum Zeugnis und zur Mission, aber auch der Mut zur Kritik und Verantwortung folgt aus der Universalität des Heilsgeschehens Jesu Christi. Wenn es für alle Welt geschehen ist, geht es auch alle Welt an und muss ihr aufgehen können. Deshalb die Mahnung des Paulus an Timotheus (2 Tim 4,2):

Verkünde das Wort, stehe zu ihm, ob gelegen oder ungelegen, zeige es auf, gebiete, tröste, in allem Großmut und der ganzen Lehre.

Nicht ein Besserwisser, kein Fundamentalist, kein penetranter Herrenprediger tritt hier auf, sondern einer, der von seiner Sache überzeugt ist und für sie eintritt; einer, der um die Gefahr der Glaubenshärte weiß, aber nicht dem Irrtum verfallen, ihr durch Vielmeinerei zu entgehen, sondern die Konsequenz der klaren Argumentation und der existentiellen Erschließung zieht; einer vor allem, der nicht nur Geduld aufbringt (wie die Einheitsübersetzung meint), sondern großmütig ist, also Weitblick hat und nichts verschweigt oder vertuscht, sondern nichts als die Wahrheit sagt, aber auch die ganze Wahrheit.

#### 4. Zusammenfassung

Geistliche Schriftlesung ist konsequente Exegese. Die Exegese ist konsequent, wenn sie die ganze Schrift von ihrer Mitte aus interpre-

tiert, der Erinnerung an Gottes Heilshandeln dient, zum persönlichen Glauben führt, der in der Kirche gelebt wird, im Gebet zur Sprache kommt und in der Liebe sich als echt erweist. Dieser Glaube trägt und prägt die Verkündigung. Die kirchliche Lehre basiert auf der Heiligen Schrift.

Der „Mann Gottes“, als der sich ein rechter Bischof, Presbyter und Diakon erweisen soll, ist ein Mann der Schrift, mit tiefen Kenntnissen beider Testamente, aufgeschlossenem Geist für den Sinn der biblischen Heilsgeschichte, kein Bücherwurm, aber ein Schriftkundiger, nicht unbedingt ein Experte für die exegetischen Feinheiten, aber ein Mann mit einem Blick für die Architektur jenes großen Hauses mit 72 Zimmern, als das sich die Bibel darstellt, für das Fundament und das Dach und die Fenster und Türen und ein paar Ecken und Nischen, in denen es sich aushalten lässt, kurz: ein Leser, der die Grunderzählung kennt, die Grundbotschaft versteht und das Grundwissen der Schrift verbreitet und es nicht nur auf ein paar griffige Formeln bringt, sondern die Geschichten hinter den großen Worten zu erzählen versteht, aber auch nicht nur tausendundeine Geschichte aus der Welt der Bibel im Kopf hat, sondern sie auch auf den biblischen Begriff zu bringen versteht. Die persönliche Schriftlesung geht der öffentlichen Verkündigung voraus; sie ist für sie geöffnet, so wie umgekehrt die schriftgemäße Verkündigung in der persönlichen *lectio* verwurzelt ist. Das Ziel der Schriftlesung ist nicht allein, eine bessere Bibelkenntnis zu erwerben, sondern der gesamten Kirche auf ihrem Glaubensweg zu dienen und die kirchliche Lehre dadurch zu entwickeln, dass die prägenden Geschichten, Gebete und Bekenntnisse des Anfangs im Gedächtnis behalten werden. Nicht nur Schriftkenntnisse werden dem rechten Gemeindeleiter abverlangt, auch eine überzeugende Lebensführung, ein klarer Sinn fürs Praktische, vor allem die Bereitschaft zum Dienen im Geist Jesu. Aber die Schriftmeditation und Schriftauslegung ist doch nach den Pastoralbriefen das Herzstück des pastoralen Dienstes.

## Anmerkungen:

- <sup>1</sup> Die deutschsprachigen Kommentare sind ausgezeichnet. Vgl. Jürgen Roloff: *Der Erste Brief an Timotheus* (EKK XV). Neukirchen-Vluyn 1988; Alfons Weiser: *Der Zweite Brief an Timotheus* (EKK XVI). Neukirchen-Vluyn 2003; Lorenz Oberlinner: *Pastoralbriefe I–III* (HThKNT XI 2/1–3). Freiburg/Basel/Wien 1994.1995.1996.
- <sup>2</sup> Eine populärwissenschaftliche Darstellung zur Kulturgeschichte des Lesens von großem Reiz ist Alberto Morena: *Geschichte des Lesens*. Reinbek bei Hamburg 1999.
- <sup>3</sup> Vgl. Peter Müller: *Antike Buchproduktion. Archive und Bibliotheken. Lesen, Schreiben, Schulwesen*, in: Kurt Erlemann u.a. (Hg.): *Neues Testament und antike Kultur II*. Neukirchen-Vluyn 2005, 227–238.
- <sup>4</sup> Kommentar und Einordnung in meinem Beitrag: *Die Schriftinspiration in der Theologie des Westens. Neutestamentliche Anmerkungen*, in: U. Luz (Hg.): *Auslegung der Bibel in orthodoxer und westlicher Perspektive. Akten des west-östlichen Neutestamentler/innen-Symposiums in Neamt vom 4.–11. September 1998* (WUNT 130). Tübingen 2000, 169–205.
- <sup>5</sup> Vgl. (in den Bahnen der Rezeptionsästhetik) Ulrich H. J. Körtner: *Der inspirierte Leser. Zentrale Aspekte biblischer Hermeneutik* (Sammlung Vandenhoeck). Göttingen 1994.
- <sup>6</sup> Über historische Einzelheiten schweigen sich die Pastoralbriefe aus. Über die jüdische Lesekultur in der Antike ist aber vieles bekannt. Das intellektuelle Niveau steigt, hat man nur einmal die Anfangsgründe hinter sich gelassen, sehr schnell steil an. Aus diesem Milieu stammt Paulus; dieses Ethos hat er weitergegeben; vgl. Peter Müller: *„Verstehst du auch, was du liest?“ Lesen und Verstehen im Neuen Testament*. Darmstadt 1994.
- <sup>7</sup> Zur Auslegung vgl. meinen Artikel: *Das Erscheinen des Retters. Zur Christologie der Pastoralbriefe*, in: K. Scholtissek (Hg.): *Christologie in der Paulus-Schule. Zur Rezeptionsgeschichte des paulinischen Evangeliums* (SBS 181). Stuttgart 2000, 149–192.
- <sup>8</sup> *Der Philosoph als Schriftsteller*, in: H. Fechttrup/ F. Schulze/Th. Sternberg (Hg.): *Sprache und Philosophie*. Münster 1996, 9–22.
- <sup>9</sup> Vgl. Ulrich Wilckens: *Theologie des Neuen Testaments I/3: Die Briefe des Urchristentums*. Neukirchen-Vluyn 2005, 284–301.
- <sup>10</sup> Vgl. Abraham J. Malherbe: *„Christ Jesus came into the world to save sinners“*. Soteriology in the Pastoral Epistles, in: Jan van der Watt (Hg.): *Salvation in the New Testament. Perspectives on Soteriology* (NT.S 121). Leiden 2005, 331–358.
- <sup>11</sup> *Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik*. Tübingen 1990 (1960), bes. 270–384.
- <sup>12</sup> Es ist richtig beobachtet, dass die (alttestamentliche.) Schrift als Paratheke, als Tradition begegnet; vgl. Gerd Häfner: *„Nützlich zur Belehrung“* (2 Tim 3,16). Die Rolle der Schrift in den Pastoralbriefen im Rahmen der Paulusrezeption (HBS 25), Freiburg/Basel/Wien 2000. Aber damit wird kein Frühkatholizismus propagiert, der die Schrift im Sog der kirchlichen Lehre verschlänge, sondern klargestellt, weshalb mit dem Neuen Testament die *sacra scriptura* als *traditio scripta* angesehen werden kann; im übrigen ist alles, was „gesunde Lehre“ ist, in den Pastoralbriefen der alttestamentlichen Schrift, den Paulusbriefen und der Evangelientradition entnommen. Das spezifisch lateinische Spannungsverhältnis von Schrift und Tradition entwickelt sich erst in nachneutestamentlicher Zeit.
- <sup>13</sup> Näheres: Th. Söding: *Mysterium fidei. Zur Auseinandersetzung mit der „Gnosis“ in den Pastoralbriefen*, in: *Communio* (Deutschland) 26 (1997) 502–524.

# Auf dem Weg zu einer eschatologischen Theodizee

## Der christliche Glaube vor der Herausforderung des Leidens

---

### 1. Die monotheistische Problem- verschärfung

Wie kann man an einen Gott glauben, wenn er das Leid seiner Geschöpfe zulässt? Diese Frage verschärft sich im Christentum. Denn der Glaube an einen Gott verbietet die Antwortmöglichkeit, alles Böse einem göttlichen Gegenspieler anzulasten, wie es etwa im zweiten Jahrhundert die Theologie des Marcion noch versucht hat. Ein Gott, dessen Wirken durch keine solche Gegenmacht eingeschränkt ist, muss in diesem Sinne als allmächtig gelten. Nun kann ein allmächtiger Gott gewiss das Leid seiner Geschöpfe verhindern. Ein lieber Gott will jedoch das Leid seiner Geschöpfe verhindern. Da es aber unbezweifelbar Leid in der Welt gibt, will oder kann Gott dieses Leid nicht verhindern. Allmacht und Liebe scheinen sich darum als Prädikate des einen Gottes auszuschließen. Dieses Problem verschärft sich noch einmal, wenn man behauptet, die Welt sei in Jesus Christus erlöst worden – eine Auffassung, die Friedrich Nietzsche im Blick auf die Wirklichkeit des Bösen ganz schlicht als „dreist“ zurückgewiesen hat.

Durch seinen Monotheismus hat sich das Christentum im Umgang mit dem Leid einen Weg verbaut, den – ungeachtet ihrer Verschiedenheit – die asiatischen Religionen uns anbieten und der uns im 19. Jahrhundert von Philosophen wie Nietzsche oder Schopenhauer gewiesen worden ist. Denn ob eine Er-

fahrung als leidvoll oder als böse gilt, hängt keineswegs allein von dem ab, was Menschen widerfährt, sondern ergibt sich aus bestimmten Konstellationen ihres Bewusstseins. Wenn ein kleines Kind stirbt, dann empfinden wir dies als ein Unrecht. Und wenn wir gleichzeitig an Gott glauben, dann steigert sich dieses Empfinden oft zur Anklage eines Schöpfers, von dem es fälschlicherweise heiße, dass er „alles so herrlich regiert“. Umgekehrt ist eine solche Haltung des moralischen Einspruchs oder gar der protestierenden Anklage Gottes nicht aus denjenigen Zeiten überliefert, in denen die Kindersterblichkeit die Regel war.<sup>1</sup> Bis in die Neuzeit hinein betrug die Mortalitätsrate vor dem sechsten Lebensjahr bis 40 Prozent, begleitet von einer entsprechenden Geburtenquote. Wo der Tod zur Regel wird, verliert er seinen Stachel, und Nietzsche empfahl als das einfachste Mittel der Leidbewältigung die Leidvermehrung.<sup>2</sup> Dies gilt bis in die biologische Natur des Menschen hinein: Als die bedrückendste Szene in der 20-minütigen Eingangssequenz des Films „Der Soldat James Ryan“ empfinde ich die Situation des amerikanischen Soldaten, dem bei der Landung der Alliierten ein Arm abgeschossen wird. Er steht ganz irritiert vor dem abgetrennten Arm und überlegt scheinbar, ob er ihn mitnehmen oder liegenlassen soll – bis er dann infolge des Blutverlustes zusammenbricht. Es gibt einen Punkt, wo der Schmerz eine Grenze überschreitet und das Nervensystem das Schmerzempfinden gleichsam abschaltet.

Wo das sogenannte Leid zum Normalfall wird, verliert es seinen Stachel. Und wer sich innerlich auf diesen Normalfall einstellt, leidet weniger. Je weniger Erwartungen wir an das Leben herantragen, umso weniger können wir enttäuscht werden. Wer stets mit dem Schlimmsten rechnet, kann schlimmstenfalls in seinen Erwartungen bestätigt, sonst aber nur positiv überrascht werden. Die Leiderfahrung wird somit zur Anzeige dafür, dass der Mensch sein Leben mit Übererwartungen überfrachtet hat.

## 2. Die zweipolige Struktur der Frage und zwei Umgangsformen mit ihr

Die Frage, wie Gott das Leid zulassen kann, ist also an bestimmte Voraussetzungen gebunden, die von Menschen nicht notwendig immer und überall geteilt werden. Zu diesen Voraussetzungen gehört vor allem eine moralische Grundhaltung, die von der Würde des individuellen Lebens überzeugt ist – ganz unabhängig davon, ob sich der reale Weltlauf um diese Würde schert oder nicht. Insofern lebt die Theodizeefrage von zwei Polen: Der eine ist das menschliche Bewusstsein, in dem die Vorstellung von der Würde und dem Lebensrecht des Individuums lebt, vor allem aber auch der Glaube an die Existenz eines allmächtigen und gütigen Gottes, der uns in Jesus Christus sein erlösendes Gesicht gezeigt hat. Der andere Pol besteht in objektiven Widerfahrungen, die den genannten subjektiven Einstellungen zuwiderlaufen. Daraus ergeben sich zwei Möglichkeiten, mit dieser Frage umzugehen. Ich kann sie eliminieren, indem ich einfach die besagten subjektiven Auffassungen fallenlasse und meine Lebenserwartungen einem Weltlauf angleiche, der sich sowieso nicht um sie schert. Ich kann aber auch umgekehrt an diesen Erwartungen festhalten und die Theodizeefrage zu beantworten versuchen. Diese Aufgabe bedeutet den Nachweis, dass der zwischen beiden Polen bestehende Widerspruch nur scheinbarer Natur ist. Die Leiderfahrungen, von denen wir sagen, dass sie die menschliche Würde schänden, würden ihr dann in Wirklichkeit dienen, und das, was die Güte und Allmacht Gottes in Frage stellt, würde sie nur auf eine für unmöglich gehaltene Art beweisen. Die Theodizee – d.h. die Rechtfertigung Gottes angesichts des zum Himmel schreienden Leids seiner Geschöpfe – liefe auf den Gewinn eines „zweiten Blicks“ hinaus: Was auf den ersten Blick als ein Übel erscheint und die Existenz Gottes in Frage stellt, beweist dann auf den zweiten Blick die Größe seiner Güte und Macht, die weiter reicht als alles, was wir zunächst für möglich halten.

Eine Zwischenposition bezieht der sogenannte Protestatheismus, der zwar die moralische Option für die Würde des Individuums beibehält, im Namen dieser Würde aber Gott für nicht-existent erklärt. Er hat aber mit einem Problem zu kämpfen, das wiederum Friedrich Nietzsche ausgesprochen hat: Mit welchem Recht tragen wir an den Weltlauf moralische Erwartungen heran, wenn Natur und Geschichte erwiesenermaßen „unmoralisch“ verlaufen?<sup>3</sup>

## 3. Christliche Antwortversuche und eine gemeinsame Aporie

Das Christentum hat im Laufe seiner Geschichte eine Reihe von Antwortversuchen hervorgebracht, um zu zeigen, auf welche Weise der Glaube an einen allmächtigen und gütigen Gott, der sich in Jesus Christus dem Menschen erlösend mitgeteilt hat, mit der Realität des Leidens vereinbar ist.

Eine erste Antwort macht darauf aufmerksam, dass das menschliche Bewusstsein nur über Kontraste zu Erfahrungen gelangt. Wir alle kennen aus der Generation unserer Eltern und Großeltern, die den Krieg und die Zeit danach erlebt haben, den vorwurfsvollen Satz: „Kinder, ihr wisst gar nicht, wie gut es euch geht!“ Diese Bemerkung ist so zutreffend, wie der moralisierende Unterton des Vorwurfs verfehlt ist, der sie in der Regel begleitet. Wer die Realität des Elends und des Bösen nicht kennt, kann auch nicht dem Guten die gebührende Wertschätzung entgegenbringen. Damit ist bereits die Grenze dieses Arguments angedeutet: Die Toten des letzten Weltkrieges sind dann in einem ganz wörtlichen Sinne dafür gut, uns die Wertschätzung des Friedens zu lehren. Aber was ist das für ein Frieden, der zur Erzeugung seiner eigenen moralischen Wertschätzung den periodischen Einbruch des Krieges benötigt? Die Opfer des Krieges werden hier instrumentalisiert für ein moralisches Gut, an dem sie keinen Anteil mehr gewinnen. Menschen als Mittel zu gebrauchen ist aber eine zutiefst unmoralische Angelegenheit, und eine Moral, die zur Rettung Gottes so argumentiert, ist in Wahrheit ein Akt der Unmoral.

Ähnlich verhält es sich mit der zweiten Antwort, die ebenfalls auf einen Zusammenhang verweist, der empirisch nicht bestreitbar, aber moralisch höchst fragwürdig ist. Was wir an Ort und Stelle als leidvoll und als böse erfahren, gewinnt im Fortgang der Geschichte einen rechtfertigenden Sinn. Ohne den bedrückenden Zahnschmerz würden wir keinen Zahnarzt aufsuchen, und man kann es nicht schöner ausdrücken, als Heinrich Heine es gelungen ist:

„Aber die Vorsehung, in ihrer Weisheit, hat alles zu unserem Besten eingerichtet und sogar die Zahnschmerzen des Menschen dienen am Ende nur zu seinem Heile. Freilich, Zahnschmerzen sind fürchterlich, unerträglich; doch die wohlthätig berechnende Vorsehung hat unseren Zahnschmerzen eben diesen fürchterlich unerträglichen Charakter verliehen, damit wir aus Verzweiflung endlich zum Zahnarzt laufen und uns den Zahn ausreißen lassen. Wahrlich, niemand würde sich zu dieser Operation, oder vielmehr Exekution entschließen, wenn der Zahnschmerz nur im Mindesten erträglich wäre!“<sup>44</sup>

Was Heine in humoristischer Verkürzung formuliert, gilt jedoch in einer grundsätzlichen Hinsicht: Menschen wachsen und reifen in Krisensituationen, und was auf den ersten Blick als Katastrophe erscheint, ist für den späteren Blick oft für etwas gut gewesen, was wir nie für möglich gehalten hätten. Das gilt erst recht für die Wirkungsfolge großer geschichtlicher Katastrophen. Hegel hat in seiner Geschichtsphilosophie gerade im Blick auf den Terror der Französischen Revolution die Geschichte als blutige „Schlachtbank“ bezeichnet und gleichzeitig gesehen, dass dann ausgerechnet der unmoralische Imperialismus Napoleons die moralischen Ideale der Revolution in Europa verbreitet hat. Dies führte ihn zu der Annahme, dass erst der besagte zweite Blick uns zeigt, was es mit den Vorkommnissen der Geschichte in Wirklichkeit auf sich habe. Der jeweilige Zeitzeuge ist unter dieser Voraussetzung allerdings zunächst entmündigt, denn er ist dem „ersten Blick“ verhaftet. Dies führt zu einer Neubewertung geschichtlicher Katastrophen. So darf man gewiss den Schrecken der Atombombenabwürfe über

Hiroshima und Nagasaki nicht bestreiten. Aber gerade dieser Schrecken hat uns ahnen lassen, was ein atomar geführter dritter Weltkrieg bedeuten würde. Gerade dadurch hat er ihn uns aber bis heute erspart, und so gehört zur Wirklichkeit des Atombombenabwurfs auch die Friedensphase, die er eingeleitet hat. Allerdings haben die Opfer des Atombombenabwurfs an diesem Frieden keinen Anteil mehr gefunden. Auch sie erfahren hier eine unmoralische Instrumentalisierung.

Ein dritter Antwortversuch setzt bei der Erfahrung menschlicher Freiheit an. Vor die Frage gestellt, ob man sich vorstellen könne, dass der eigene Ehepartner durch die neurochirurgische Implantation eines Mikrochips biologisch gezwungen werde, einem jene Treue zu halten, die Inhalt des Eheversprechens ist, wird jeder Liebende mit einem entschiedenen „Nein“ antworten. Liebe und Treue finden ihre Würde darin, dass sie mir geschenkt werden und eben nicht erzwingbar sind. Wer aber auf diese Weise für die Freiheit und Unerzwingbarkeit der Liebe eintritt, muss mit logischer Konsequenz die Möglichkeit bejahen, dass die eigene Liebe durch Ablehnung und Hass erwidert wird. Angewandt auf Gott bedeutet das: Wenn Gott in seiner Liebe den Menschen als ein wiederum zur Liebe fähiges Wesen schafft, dann muss er ihm mit logischer Notwendigkeit die Möglichkeit einräumen, die Liebe seines Schöpfers nicht zu erwidern. Das Böse in der Welt und das menschliche Leid an diesem Bösen sind dann der Preis der menschlichen Freiheit.

Gegen diesen Antwortversuch wird in der Regel eingewandt, er erkläre zwar die Katastrophen, die zu Lasten des Menschen gehen (das „malum morale“), nicht aber das Leid, das durch die ungebändigte Natur dem Menschen zugefügt wird: Vulkanausbrüche, Erdbeben oder andere Naturkatastrophen (das „malum physicum“). Die Vertreter dieses Theodizeemodells weisen jedoch die Unterscheidung von Freiheits- und Naturgeschichte zurück und betonen, dass das Freiheitsprinzip schon bewusstlos in der Naturgeschichte wirksam sei. Durch kein Gesetz lasse sich präjudizieren, warum die Evolutionsge-

schichte im Einzelfall gerade diesen Weg und keinen anderen genommen habe: „Die Natur spielt“ (Heraklit). Dieses evolutionsgeschichtliche Spiel habe schließlich in einem Prozess von Millionen von Jahren den Menschen als ein mit Bewusstsein und Freiheit ausgestattetes Wesen hervorgebracht. In ihm gelange jene Freiheit zum Bewusstsein ihrer selbst, die vor dem Auftauchen der Spezies Mensch bewusstlos im Naturprozess wirksam war.

Auf diese Weise sind Natur und Freiheit zunächst einmal miteinander versöhnt, und auch die Tsunami-Katastrophe des vorletzten Jahres wäre dann dem Preis der Freiheit zuzurechnen. Allerdings setzt hier ein zweiter und entscheidender Einwand an: Ist das Gut der menschlichen Freiheit diesen Preis wert? Wieviel menschliches Leben ist allein in derjenigen menschlichen Freiheitsgeschichte verbraucht worden, die Hegel dazu veranlasst hat, die Geschichte selbst als Theodizee zu betrachten? So gilt auch hier: Diese Theodizee geschieht zu Lasten von Opfern, die an jenem Gut der Freiheit keinen Anteil mehr gewannen, für deren Ermöglichung sie gestorben sind.

So bleiben alle menschlichen Bemühungen um eine Rechtfertigung Gottes angesichts des menschlichen Leidens einer grundsätzlichen Aporie verhaftet. In ihrer Fragehaltung gegenüber Gott sind sie in subjektiver Hinsicht getragen von einer moralischen Option für die Würde des Einzelmenschen. In den Antworten, zu denen sie gelangen, verraten sie allerdings jeweils diese moralische Option. Eine Theodizee, welche die Opfer der Geschichte für ein Gut funktionalisiert, an dem sie keinen Anteil gewinnen und in das sie auch nicht einwilligen können, verwandelt sich in eine unmoralische Angelegenheit. In ihrem Bemühen, die Übel der Welt zu erklären, wird die Theodizee selbst zu einem moralischen Übel.

#### **4. Der Protestatheismus und die gleiche Aporie**

Aber auch dem Protestatheismus geht es nicht besser. Dass die Kontrastfunktion des Leidens uns für das moralisch Gute sensibili-

siert, kann zwar als Theodizee nicht überzeugen, als Tatsache aber auch nicht bestritten werden. Unmoralisch ist darum nicht nur eine Theodizee, welche die Rechtfertigung des Leidens darin erkennt, dass es unser moralisches Bewusstsein für das Gute sensibilisiert. „Unmoralisch“ ist zuallererst das moralische Bewusstsein selbst, welches durch das Leid derer geweckt wird, denen es – einmal erwacht – nicht mehr helfen kann. Eine Sensibilität für das Gut des Friedens, die dazu die kontrastierende Erinnerung des Krieges benötigt, funktionalisiert die Kriegsoffer für einen Frieden, der ihnen vorenthalten bleibt.

Ich selbst habe diese Aporie auf unvergessliche Weise einmal vor fast 20 Jahren erlebt, als ich einen 16-jährigen Jugendlichen auf einer onkologischen Kinderstation besuchte. Dort begegnete ich gleichzeitig vielen kleinen Kindern, die im Alter der meinen waren und wie diese selbstvergessen mit ihren Duplosteinchen spielten oder in Bilderbüchern blätterten. Nicht wenigen dieser Kinder war der bevorstehende Tod ins Gesicht geschrieben. Selten habe ich bei der Rückkehr nach Hause meine eigenen Kinder so sensibel begrüßt wie nach diesem Klinikbesuch. Doch verdankte sich diese Sensibilität der tödlichen Krankheit anderer, und ein moralisches Bewusstsein, das sich diesen Zusammenhang vergegenwärtigt, gerät zunächst nicht mit dem Glauben an Gott in Konflikt, sondern mit sich selbst. Und das Glück, das ich auf diese Weise in der Umarmung meiner kleinen Kinder fand, hätte angesichts dieser Vorgeschichte eigentlich an sich selbst irre werden müssen.

Albert Camus hat in seiner Erzählung „Die Pest“ gezeigt, wie Menschen gerade angesichts des Todes eine spezifische Sensibilität füreinander entwickeln. In diesem Sinne lesen wir den deprimierenden Satz: „Die einzige Art, die Leute zusammenzubringen, besteht immer noch darin, dass man ihnen die Pest schickt.“<sup>45</sup> Der Protagonist dieser Erzählung, der Pestarzt Dr. Rieux, weigert sich allerdings, diesen Zusammenhang zu verdrängen. Er weiß sich mit den Opfern der Pest solidarisch, deren tödliches Schicksal erst anderen die Möglichkeit bereitstellt, zu einer moralischen Größe zu gelangen, die er selbst als unmoralisch empfindet.<sup>6</sup>

In diesem Sinne müssen wir feststellen: Das moralische Bewusstsein wurzelt seinerseits genetisch in genau demjenigen Problem, das es – sofern es sich zum Protestatheismus verhärtet – zu Recht als wunden Punkt aller Theodizeeversuche markiert. Dies erlaubt eine zweifache Feststellung:

In der logischen Destruktion der Theodizee behandelt es stellvertretend seine eigenen Geltungsprobleme.

Unser Lösungsversuch zur Theodizeeproblematik behandelt kein Sonderproblem, das ich mir erst im Akt des Glaubens einhandle, sondern ein Grundproblem des moralischen Bewusstseins selbst.

## **5. Ein Ausweg: die reflektierte Selbstbegrenzung des moralischen Bewusstseins**

Wenden wir also diejenige Forderung nach Solidarität mit den Opfern, die das moralische Bewusstsein gegenüber den vorgestellten Theodizeeansätzen einklagt, auf dieses Bewusstsein selbst an, dann erfährt es sich genauso sehr in Frage gestellt wie der Glaube an Gott. Wir sind in diesem Sinne „Fragende und Gefragte zugleich“.<sup>7</sup> Die Fähigkeit dieses Bewusstseins, seine eigene Unmoral zu objektivieren, ist allerdings bestimmt von der Idee einer „moralischen Moral“, welche in unserem Bewusstsein nicht realisiert ist, aber dieses Bewusstsein in ein kritisches Licht rückt. Diese moralische Moral hat also den Status einer transzendentalen – d.h. erkenntnisleitenden – Idee. In dieser Transzendentalität ist sie zutiefst ambivalent. Man kann sie auf der einen Seite als eine Idee verfluchen, deren Wirksamkeit sich darin erschöpft, uns die Erbärmlichkeit und Widersprüchlichkeit unseres moralischen Bewusstseins vor Augen zu stellen. Eine solche Deutung liefe auf die Selbstzerstörung dieses Bewusstseins hinaus. Auf der anderen Seite kann ich diese Moral als Verheißung einer anderen Welt begreifen, deren Wirklichkeit sich in der Gebrochenheit unseres Bewusstseins fragmentarisch ankündigt.

Letzteres bewahrt unser moralisches Bewusstsein vor der genannten Selbstzerstörung und befähigt es, seine eigene Aporie unverdrängt anzunehmen. Es läuft aber auch auf eine Selbstbegrenzung dieses Bewusstseins hinaus. Dieses darf einerseits nicht aufhören, das Unrecht und Leid dieser Welt anzuklagen, muss aber andererseits lernen, sich demgegenüber nicht als das Höchste, sondern als das „Zweithöchste“ zu begreifen. Als zweithöchste Instanz darf es sich nicht anmaßen, eine Antwort zu geben, die allein Gott zusteht. Insofern gewinnt die Theodizeefrage einen anderen Stellenwert: Als Ausdruck der genannten Selbstbegrenzung hält sie den Ort frei, der allein durch jene Antwort erfüllt werden kann, die Gott selbst zusteht.

## **6. Das Kreuz als Ankündigung einer eschatologischen Theodizee**

Die Einsicht in die aporetische Struktur des moralischen Bewusstseins bedeutet nicht – wie Kritiker gerne unterstellen – einen irrationalen Sprung in den Glauben. Vielmehr sind die genannte Einsicht und die entsprechende Selbstbegrenzung noch einmal Akte der Rationalität, mit denen die moralische Vernunft sich ihrerseits vor irrationalen Allmachtsphantasien schützt. Vor allem kann die moralische Vernunft genau den Punkt bestimmen, an dem sie ihrer eigenen aporetischen Struktur innewird. Denn wir haben gesehen: Dieser Punkt ist markiert durch die Opfer, zu deren Lasten es überhaupt erst erwacht. Insofern muss die Antwort, die sie Gott zutraut, am Schicksal dieser Opfer offenbar werden.

An dieser Stelle wird nun das Kreuz Christi zur Ankündigung einer eschatologischen Selbstrechtfertigung Gottes.<sup>8</sup> Denn die grenzenlose Liebe Gottes, die in Jesus Christus Menschengestalt angenommen hat, wird in ihrer Grenzenlosigkeit gerade in der Überschreitung derjenigen Grenzen offenbar, in denen das menschliche Bewusstsein gefangen ist. So bezeugt Jesus die rettende Zuwendung Gottes gerade gegenüber denjenigen Opfern, zu deren Lasten wir leben und zu deren Lasten sich vor allem das moralische Bewusstsein

der „Gerechten“ bildet. Darin geht er sogar so weit, dass er die Gewalt der „Gerechten“ auf sich zieht, um dann am Kreuz selbst zum Opfer zu werden. Und im Vertrauen auf die rettende Liebe seines göttlichen Vaters nimmt er dieses Schicksal an, um auf diese Weise die Grenzenlosigkeit einer Liebe zu bezeugen, die sogar aus dem Tod rettet. Denn nur eine Liebe, die vor dem Tod deshalb nichts zu fürchten hat, weil sie aus dem Tod zu retten vermag, darf als grenzenlos gelten. Und nur eine solche Liebe verdient das Prädikat der Allmacht.

Damit ist die Theodizeefrage nicht beantwortet. Denn der Schmerz der Empörung gegen geschehendes Unrecht wird nicht dadurch aufgehoben, dass die rettende Liebe Gottes uns in der Gestalt des Kreuzes entgegentritt. Aber der Glaube, dass die Toten in der Liebe Gottes geborgen sind, lässt uns auf eine eschatologische Theodizee hoffen, die von Gott selbst kommt. Vor allem befähigt uns dieser Glaube dazu, unverdrängt den Blick auf jene „Leidensgeschichte der Welt“ (W. Benjamin) auszuhalten, in die unser moralisches Bewusstsein selbst verflochten ist. So wird die Theodizeefrage gerade in ihrer menschlichen Nichtbeantwortbarkeit zum Ausdruck einer religiösen Hoffnung.

### Anmerkungen:

- <sup>1</sup> Vgl. dazu Ph. Ariès: *Geschichte der Kindheit*. München 1985, 99 f.
- <sup>2</sup> Vgl. F. Nietzsche: *Die fröhliche Wissenschaft*, in: ders.: *Kritische Studienausgabe*. Bd. 3. Hg. von G. Colli und M. Montinari. München 1988, 343–651, 413 f.
- <sup>3</sup> Vgl. *Die fröhliche Wissenschaft*. 576 f.
- <sup>4</sup> H. Heine: *Über die Französische Bühne*, in: ders.: *Sämtliche Schriften in zwölf Bänden*. Hg. von K. Briegleb. München – Wien 1976, Bd. 5, 280–354, 287 f.
- <sup>5</sup> A. Camus: *Die Pest* [Erstveröffentlichung frz. 1947]. Hier zitiert nach Hamburg 1995, 158.
- <sup>6</sup> Dr. Rieux fühlt sich in diesem Sinne „mit den Besiegten [frz. „les victimes“ – wörtlich „die Opfer“] enger verbunden als mit den Heiligen“ (207). Und Rambert – einer seiner Weggefährten im Kampf gegen die Pest – verzichtet im Blick auf

seine Verlobte auf die Möglichkeit eines Glücks, für das ihn andere sensibilisiert haben, die wiederum an diesem Glück nicht teilhaben: „Man kann sich schämen, allein glücklich zu sein“ (169).

- <sup>7</sup> Vgl. dazu Th. Pröpper: *Fragende und Gefragte zugleich*. Notizen zur Theodizee, in: ders.: *Evangelium und freie Vernunft. Konturen einer theologischen Hermeneutik*. Freiburg/Br. u. a. 2001, 266–275.
- <sup>8</sup> Dazu vgl. ausführlich G. Neuhaus: *Frömmigkeit der Theologie. Zur Logik der offenen Theodizeefrage*. Freiburg/Br. u. a. 2003.

Christoph Stender

# Sakralhandwerk: Kunstvoll gebrochenes Schweigen!

**Kirche, im Umbruch den Wandel  
weiterdenken**

---

Nach dem, was eigentlich das Eigentliche, also das Wesentliche ist, wird garantiert immer dann gefragt, wenn sich ein Mangel entweder in der Gestalt einer inhaltlichen Inflation einstellt oder in der Gestalt geringer werdender finanzieller Mittel.

Organisationen müssen sich spätestens dann nach ihrer Legitimation und Zukunft fragen, wenn sie profillos beliebig zu werden drohen oder sind, also diffus. Dieselbe Frage wird aber auch aus finanziellen Gründen gestellt, wenn nicht mehr geht was mal ging, also pleite.

Binnenkirchlich wird aktuell die Frage nach dem Eigentlichen aus beiden genannten Richtungen gleichermaßen gestellt. „Insider“ fragen nach dem Eigentlichen von Kirche auf dem Hintergrund ihres als sicher prognostizierten Profilschwundes. Andere „Insider“ fragen auf dem Hintergrund fehlender Euros, verlustig auf hohem Niveau mit fatalen Folgen.

Dieser doppelte Antwortversuch und die daraus entstehenden Konsequenzen bedeuten eine (radikale und in den Folgen nicht abschätzbare) Veränderung in der Präsenz von Kirche. Der Insider steht gegen den Outsider immer höher im Kurs als der, der das Wesentliche verkörpert, ihm sehr nahe steht, bzw. ohne den das Wesentliche nicht das Wesentliche sein kann.

Von dieser doppelten Frage, ihren Antworten und den daraus erwachsenden Konsequenzen sind auch die Sakralbauten, primär „herausragende“ Kirchen oder jener umbaute

Raum, der sakrales Gerät birgt, nicht ausgenommen. Auch hier hat der das Wesentliche verkörpernde Insider Vorrang, obwohl der noch nicht definierte Outsider hier vehement die Bühne betritt.

## Der Homo Touristikus

Der Homo Touristikus ist jene Spezies Mensch, die anfällig ist für Museen und somit das Objekt der Begierde eines jeden öffentlichen Museumsmanagements. Auch z.B. Städtepräsentationen definieren sich oft über die Population dieser Spezies und über die Art und Weise, wie diese in ihren Zentren rudelt. Hier ist er aber grundsätzlich willkommen, spült er doch Gelder in so manches Säckel.

Bezogen auf sakral in Funktion seiende museumsähnliche Bauten wie Kirchen wird der Homo Touristikus eher mit Vorbehalt betrachtet, kommt er doch nicht, um das Wesentliche nachzuvollziehen, sondern die ganzen Hüllen um das von ihm nicht wahrgenommene Wesentliche herum wecken sein Interesse. Bezogen auf kirchliche Schatzkammern ist der Homo Touristikus als Einnahmequelle zwar brauchbar, aber auf den Schatz bezogen ist er bei den harten Insidern eher gebrandmarkt im Sinne von: „Perlen vor die Säue“.

Liturgisch betrachtet kommt der Homo Touristikus zu Tageszeiten, an denen das Gottesdienstvolk die begehrten Räume schon längst verlassen hat und nun eher angstvoll den Outsidern zubilligt. Für die Statistik des Religiösen und Kirchlichen sind die Outsider nur indirekt relevant. In Dorfkirchen z.B. sind sie schon mal von willkommen heißendem Interesse. In so mancher Kathedrale werden sie eigentlich als lästig empfunden, stören sie doch die heilige Ruhe. Jedoch auch hier sind sie geduldet als Einnahmequelle an Opferstöcken und Kerzenkassen.

Der Homo Touristikus ist eine Spezies, die in musealen Kontexten stetig auftaucht, um sich immer neu mit der einzigen Existenzberechtigung krönen zu können, die da lautet: „Da war ich auch!“



Aachener Domschatzkammer, der Text als „Brücke“ zwischen Exponat (Monstranz des Hans von Reutlingen, 1520) und Betrachter.

## Und sie kommen

Ca. 400.000 ihrer Gattung kommen z. B. pro Jahr in die Aachener Domschatzkammer.

Hier bestaunen sie, natürlich nicht länger als ca. 8 Sekunden<sup>1</sup> pro Exponat, alles was ihnen als Kunstwerk museal dargereicht wird, getoppt wenn es sich auch noch um Weltkulturerbe handelt, deren letzte Zierde die Auszeichnung ist: „einmalig nördlich der Alpen“.

In Aachen alles zu haben, und so tauchen die Besuchen ein in die das Licht auf den Exponaten konzentrierenden Räume, in denen Kunstwerke wie die Karlsbüste, das Lotharkreuz, der Aachenaltar, die Monstranz des Hans von Reutlingen oder der Krönungsmantel lichtgedämpft quasi „erscheinen“.

Würde dann aber einer der meist namenlosen „Künstler“ dieser Exponate neben seinem Werk, das Mittelalter verlassend, im Hier und Jetzt auftauchen, stehen, wäre er irritiert, Künstler genannt zu werden. Denn die heute so hoch gelobte primär sakrale Kunst des Mittelalters wurde nicht von Künstlern geschaffen, sondern von Handwerkern, die nichts an-

deres wollten, als zur höheren Ehre Gottes, dem eigenen Broterwerb und der Zufriedenstellung des Auftragsgebers entsprechend etwas Hochwertiges abzuliefern.

Es waren Gebrauchsgegenstände des religiösen Alltags der damaligen Zeit. Dass, was wir heute als Kunstwerke museal bestaunen oder in Tresoren nur zu besonderen Anlässen den Gläubigen in den Feiern des Glaubens präsentieren, sind Gegenstände „und mehr“, die in der mittelalterlich Lebenswelt ihren Raum in den Kirchen hatten und nie bestimmt waren zur musealen Präsentation.

## „Vasa sacra“

Auf den Punkt gebracht heißt das: In der musealen Präsentation der „Vasa sacra“ wird Gerät zur Bewunderung ausgesetzt, das ursprünglich ein Gerät war, das das zu Bewundernde barg und so aussetzte.

Besonders deutlich wird das an dem liturgischen Gerät einer Monstranz. Sie ist ein Zeige-

gerät und nur dafür konstruiert, das eucharistische Brot zu präsentieren. Ohne die konsekrierte Hostie, in der die katholischen Christen die Gegenwart Gottes in Jesus Christus verehren, ist eine Monstranz das sinnloseste Gerät, das menschliche Intelligenz hervorbringen kann. Eine im Museum präsentierte Monstranz ist ihrem Zweck entfremdet, da sie hier auf ihr „Sein als Gerät an sich zurückgeworfen“ ein nutzloser, aber kostbarer Gegenstand ist.

## **Theologisch – musealer Kerngedanke**

Liturgisches Gerät, ob im Mittelalter hergestellt oder aktuell, existiert, weil der sie in der Liturgie verwendende Mensch sich in der Feier des Glaubens über sich selbst hinaus ausstreckt, motiviert von Sehnsucht, Hoffnung und gläubiger Gewissheit.

Im konkreten Gebrauch während der Liturgie, als Bestandteil der Liturgie, sind diese Geräte in „Funktion“. Ausgestellt, so eine anders akzentuierte museumspädagogische Überlegung, gilt es nicht nur das Gerät als Exponat museal zu präsentieren, sondern auch ihre Funktion zu vermitteln und damit auch auf die Empfindungen und Sehnsüchte der Menschen Bezug zu nehmen, die sie in der Vergangenheit zum Gerät in der Liturgie haben werden lassen.

## **Bilder einer Ausstellung in Aachen**

Allerdings hinter Glas geschützt und klimatisiert flößen diese Exponate dem Betrachter ungeheuren Respekt ein ob ihrer handwerklichen Genialität und künstlerischen Schönheit sowie ihres hohen Alters.

Gerade aber dieser Respekt, der durch die separierte Aufstellung der Kunstwerke noch verstärkt wird, versperrt dem Besucher den Zugang zu dem, was Menschen nicht nur in damaliger Zeit mit diesen liturgischen Geräten bezogen auf Glauben und Leben verbanden (und verbinden) und so zum Ausdruck gebracht haben.

So ist das Lotharkreuz Ausdruck der Grenze menschlicher Existenz, die eingeholt ist in der Liebeszusage Gottes an den Menschen, und

Wirklichkeit geworden in dem Tod und der Auferstehung Jesu Christi, denen der Mensch damals einfach traute.

Eine Monstranz bildet im katholischen Verständnis einen prunkvollen Rahmen dessen, was auf einen Teller gelegt nicht mehr als ein normales Stück Brot zu sein scheint, das aber als die geschenkte reale Gegenwart Gottes in Jesus Christus verstanden und geglaubt, vielen Menschen der damaligen Zeit Kraft gab und heute noch gibt, ihr Leben als von Gott nicht verlassen anzunehmen!

Die Heinrichskanzel! Von ihr wird seit über tausend Jahren die befreiende Botschaft von Gott in Jesus Christus verkündet, die „Gottes Wort in Menschenwort“, die Liebeserklärung Gottes an den Menschen ist. So können wir fortfahren mit der Situla, dem Aachenaltar, der Karlsbüste (Reliquien), dem Gnadenbild in Dom, ja mit all den Prachtstücken eines Domschatzes, aber auch mit den weniger populären Sakralgeräten in den Tresoren einer jeden Gemeinde, ob evangelisch oder katholisch.

## **Schatzansichten**

Diesen Titel trug eine Ausstellung, die 2001 in den Domschatzkammer in Aachen zu sehen war.

Der Hintergrund dieser Ausstellung war das Gefühl für die Sehnsucht nach Zukunft, das Leben Wollen, der Glaube an Gott, die Hoffnung auf ein unzerbrechliches Leben, der Wunsch nach Selbstannahme, die Frage nach dem Ewigen, die Bitte nach Liebe und in allem die gläubige Verehrung eines spürbaren, aber nicht zu habenden Gottes der Menschen damals, greifbar geworden in ihrer Liturgie und den sakralen Geräten damals, unseren heutigen Kunstwerken.

Diese Kunstwerke spiegeln den Kniefall längst verstorbener Menschen wieder vor dem unerreichbaren und unberechenbaren Gott, oft in der Gewandung eines wenig reflektierten Glaubens.

Gleichzeitig lassen sie aber auch den aufgerichteten Menschen vergangener Zeiten spüren, der in solch einzigartigem Können und einer ausgefeilten Ikonographie sich nicht scheute, seinem Gott gefallen zu wollen.

Wenn wir heute in einer beschleunigten Welt und der so genannten postmodernen Zeit ein anderes Selbstverständnis von uns selbst entfaltet haben und somit auch andere Gottesbilder als diese uns vorgängigen Generationen, so stehen wir ihnen in einem nichts nach: die Sehnsucht nach dem was ist, ohne dass es durch Menschenhand geworden ist; dem Verlangen nach dem Göttlichen und damit auch verbunden der Wunsch nach einer unzerbrechlichen Liebe, die jeder menschlichen Erfahrung widerspricht. Trotzdem sehnt sich der Mensch heute noch immer nach vollendeter Liebe, nach geglückter Selbstanahme und Geborgenheit in unwandelbarem Sinn.

Das ist die Hoffnung der Menschen damals wie heute, die auf den Gott unserer aller Verfahren setzen möchte, dem Gott, der von sich im Ersten Testament der Heiligen Schriften sagt „Ich bin, ich bin da“ und den wir trotzdem oft meinen schon längst überholt zu haben, nach dem aber auch wir heute noch immer fragen und suchen!

Weltfremd aber wäre, wer nicht auch die ungezählte Menschen im Blick hat, die zwar ähnlich Hoffnungen haben wie hier angedeutet, diese aber in keiner Weise mit einem Gott in Verbindung bringen, schon gar nicht mit einem konkreten Gott, und für die ein personaler Gott undenkbar ist.

Und so treffen sich in einer Schatzkammer „Insider“ und „Outsider“, – ihre Abgrenzungen werden hier eher fließender –, die etwas sehen wollen, vielleicht auch weiter als nur bis zum Exponat.

Liegt es da fern zu behaupten, dieser Schatz hat auch uns heute mehr zu sagen, als nur ein fast keimfreies museales Weltkulturerbe der Menschheit zu sein?

## Zerbrechliche Brücken

Aus der Eröffnungsrede: „Ich möchte kleine zerbrechliche Brücken bauen, auf denen sich Menschen diesen erzählenden Kunstwerken mit Hilfe meiner stammelnden Worte anders nähern können als es in der Regel üblich ist, um zu entdecken, dass diese von Menschen-

hand geformten Werke überragenden Könnens ihren Ursprung in den Hoffnungen haben, die wir heute mit allen Generationen vor und wohl auch nach uns teilen.“

Die Texte, die professionell mit Hilfe von Lichtbändern, Fahnen, Wasserspielen, Bildschirmen, Rauminstallationen und verschiedenen Schrifttypen an und in Raumelementen präsentiert wurden, entstanden in der Betrachtung der Exponate, auf die sie sich in dieser Ausstellung beziehen sollten. Mit dem „Betreten“ dieser Textbrücken zwischen Betrachter und Exponat sollte der Betrachter in einer ungewöhnlichen Auseinandersetzung mit dem Kunstwerk anders bei sich und seinen Fragen wieder ankommen. Die Ansprache zur Eröffnung der Ausstellung endete mit dieser ungewöhnlichen Hoffnung:

„Ich hoffe trotzdem, dass diese Texte eine kleine, wenn auch zerbrechliche Brücke sind, über die Sie gehen können, um zu spüren, diese Schätze bergen etwas von dem, was der größte Schatz Gottes, der Mensch selbst in sich trägt, die Sehnsucht nach einem erfüllten Leben, das sich von Gott nicht allein gelassen weiß.

In diesem Sinne gebe ich keine Antworten, sondern ich möchte im besten Sinn des Wortes „provocare“: provozieren, herausrufen.“

## Reliquie, eine Provokation

Für den Insider haben Reliquien einen „aufgeklärten“ Wert, anders wohl als im Hochmittelalter. Reliquien und Aachen gehören seit dem frühen 9. Jh. zusammen, greifbar in der Verehrung Kaiser Karls und der alle sieben Jahre stattfindenden Heiligtumsfahrt.

Outsider, also die gefühlsmäßig kompetente, aber nicht erhobene Mehrheit des Homo Touristikus, halten Reliquien für dubios und antiquiert.

Dagegen tritt ein Text der Ausstellung aus dem Reliquienraum der Aachener Domschatzkammer an. Gefasste und ungefasste Reliquien, eine ganze Vitrine voll, stellen den Betrachter vor seine Wahrheit. Durch das Glas der Vitrine hindurch und über die Knochen hinweg war dieser Text zu lesen:

## Zurück – gelassen für die Zukunft

Reliquien tragen der Zukunft hinterher  
was gestern auf das Schöne, Gute und  
Gläubige reduziert  
vorgestern ein Mensch war  
der zurück ließ  
was Menschen heute  
als Schatz in ihren Herzen bergen  
und nun sich verneigen  
vor Überresten  
die all das nicht mehr sind  
was sie zu sein auch nie vorgaben.

Reliquien machen nicht traurig!

Die Visionslosigkeit der Menschen  
Reliquien nicht mehr nötig zu haben  
macht traurig  
weil der Mensch vergessen hat:

Verehrung deutet Leben  
das in der Verneigung die Gegenwart über-  
dauert  
und so dem Menschen auch heute  
die Chance gibt:

**Reliquie für die Zukunft zu sein!**

Der letzte Satz, gekürzt zu „Reliquie für die Zukunft“, wurde mit einem speziellen Spot auf den Boden dieses Raumes projiziert mit der Folge, das, wer durch diesen Lichtkegel ging, auf dessen Rücken oder Brust genau diese Worte sichtbar wurden. So dem Besucher auf den Leib geschrieben, „Reliquie für die Zukunft“ zu sein, brachte das Wort so manchen zum Nachdenken.

## Neues Nachdenken in Ihren Kirchen

Mit den ungezählten kleinen und großen Schätzen in unseren Kirchen und jenen, die unsere Kirche selber sind, würde eine Chance vertan, wenn sie nicht auch Grund und Gegenüber zerbrechlicher Brücken würden. Denn egal wo christlich sakrale Gerät vorkommt, ist sein Daseinsgrund identisch. Das

sollte Gemeinden herausfordern, mit ihren Schätzen und deren Botschaften zu wuchern.

Konkret: Erschließen Sie beispielsweise Ihren Kirchenraum und das sakrale Gerät einzig über den Begriff Kommunikation. Was hat das Portal, der Kelch, die Kniebank, der Altar, die Glocken, das Messgewand, die Orgel, das Ambo, der Tabernakel, die Fenster, die Stufen usw. mit Kommunikation zu tun? Wer kommuniziert hier und wer nicht und was wird kommuniziert und was auch nicht? Hier können in unterschiedlichen Rollen Gemeindeglieder, Gäste und der allg. Homo Touristikus vorkommen, und jedes Alter kann etwas dazu beitragen. Das kann Folgen auf einen Willkommensbrief für Neuzugezogene haben, auf einen kleinen mehrfarbigen Kirchenführer, auf den Pfarrbrief bis hin in die Jugendarbeit. Weiter könnte in Ihrer Kirche das Exponat oder der Ort „des Monats“ mit einem erläuternden „Brückentext“ attraktiv hervorgehoben werden.

Das geht aber nur, wenn Insider und Outsider mindestens außerhalb der Liturgie gleichermaßen willkommen sind. In einem neu überdachten Umgang mit dem Sakralen liegt die Chance, im Blick auf und über das Sakrale hinaus anders bei sich selbst anzukommen. Dazu bedarf es konkreter und begehbarer Brücken, die nur aus Kreativität und Mut entstehen können – Gaben Gottes, die nicht zwischen Insidern und Outsidern zerrieben oder in ängstlichen Prinzipien ertränkt werden dürfen.

## Anmerkungen:

- <sup>1</sup> Michael Parmentier: Der Bildungswert der Dinge oder: Die Chancen des Museum. In: Zeitschrift für Erziehungswissenschaft. 1, 2001, 39–50. Andere Studien, z. B. von Prof. Jan Assmann, Ägyptologe Heidelberg, kommen zu abweichenden Ergebnissen mit hier 17 Sekunden Verweildauer. In: <http://www.uni-heidelberg.de/presse/news06/2602voel.html>.

# Eine Frage des Punktstandes

## Biblische Impulse zum Menschenbild zwischen *communio* und *ministratio*

*In memoriam*  
Professor Dr. Norbert  
Schuster



### 1. Zur Hinführung

Am 12. Juli 2007 starb völlig überraschend Prof. Dr. Norbert Schuster an den Folgen eines schweren Schlaganfalls. Immer wieder hatte er in den letzten Jahren Beiträge zu aktuellen Fragestellungen für das Pastoralblatt verfasst, die sich aus seiner Zusammenschau von Pastoraltheologie und sozialwissenschaftlichen Organisationsstudien ergab.<sup>1</sup> Noch in seinem Todesmonat erschien in dieser Zeitschrift ein Artikel von ihm.<sup>2</sup> Seine besondere Sichtweise fußte u.a. auf seiner Lektüre der Kirchenkonstitution *Lumen gentium*, die in Nr. 4 festhält: „Er (scil. der Heilige Geist, G.F.) führt die Kirche in alle Wahrheit ein (vgl. Joh 16,13), eint sie *in Gemeinschaft und Dienstleistung*, bereitet und lenkt sie durch die verschiedenen hierarchischen und charismatischen Gaben und schmückt sie mit seinen Früchten ...“ (Hervorhebung von mir).

In dieser Formulierung werden in der Interpretation Schusters zwei Betrachtungsweisen zusammengebracht, die von Hause aus sehr unterschiedlichen Systemen zugehören und doch beide in der Kirche vorkommen: Da ist zunächst die *communio*/Gemeinschaft, die vom Prinzip der „repraesentatio“ getragen wird, deren Methode die Verkündigung/Pro-

klamation ist und die auf eine Identität der Kirchenzugehörigen zielt. Anders die Dienstleistung/*ministratio*, die von Organisation, Arbeitsteilung und Effektivität bestimmt wird und daher Funktionen sichern muss.

Zum Teil schmerzvoll müssen Pfarrer erfahren, dass beides in ihrer Funktion als Seelsorger einerseits und verantwortliche Leiter einer Organisationseinheit (Pfarrei, Seelsorgebereich) mit „Einzelbetrieben“ wie Kindergarten, Krankenhaus etc. spannungsvoll zusammenkommt.

Zum rechten Umgang mit diesem Konflikt gilt es zunächst einmal, die Eigenarten beider Systeme analytisch genau wahrzunehmen. Darin sah Norbert Schuster, der gleichermaßen vom streng organisatorischen Denken wie vom seelsorglichen Elan und aus Gebet wie Kirchenlied gespeister Spiritualität getrieben war, seine Aufgabe in der Begleitung von Priestern am Beginn der Übernahme der Stelle eines leitenden Pfarrers. Dabei war ihm, dem immer neu Suchenden, der Impuls unserer Ur-Kunde, der Hl. Schrift, zentral, den er sich gerne von außen holte, um nicht vorschnell Bibelstellen für seine Thesen und Sichtweisen zu vereinnahmen.

So kamen wir beide in den Pfarrerkursen zusammen: der Bibliker und der Pastoraltheologe. Zum Gedenken an ihn sei ein biblischer Impuls aus diesem Zusammenhang, der aus gegenseitig befruchtender Zusammenarbeit erwachsen ist, die nun so leider nicht fortgesetzt werden kann, weitergegeben – in dankbarer Erinnerung und in fürbittendem Gebet für den verstorbenen theologischen Weggefährten.

### 2. Was ist der Mensch?

Ausgangspunkt ist auf der Basis der o.g. Unterscheidung das Menschenbild im System Organisation/Dienstleistung, und zwar im weltlichen Bereich. Dieses fasst der Augsburger Soziologe Oswald Neuberger einmal so zusammen: Unter den Bedingungen geldwirtschaftlich geregelter Kooperation gilt: „Der

Mensch ist Mittel. Punkt.“<sup>3</sup> Bei solcher Betrachtung spielt der Mensch nur eine Rolle, insofern er geldwerte Leistungen erbringt. Nur so ist er ministrabel, und der ministratio bedarf es zur Lenkung komplexer Systeme. In einer solchen Sicht ist für *communio* kein wirklicher Platz vorgesehen, es sei denn, sie steht wiederum im Dienste der Erbringung geldwerter Leistungen. Man denke an die Anstrengungen zahlreicher Unternehmen, ihre Mitarbeiter(innen) auch im Freizeitbereich an sich zu binden etwa durch Bereitstellung von Fitnessräumen, Caféterias etc.

Wer in solchem Horizont die Bibel aufschlägt, trifft auf irritierend Anderes. Für sie steht zwischen *communio* und ministratio ein unaufgebbares „und“. Am deutlichsten wird dies vielleicht im Johannesevangelium. Auf der einen Seite steht Jesu eindringliche Bitte: „Heiliger Vater, bewahre sie in deinem Namen, den du mir gegeben hast, *damit sie eins seien wie wir*“ (Joh 17,11). Deutlicher kann Einheitssehnsucht nicht zum Ausdruck gebracht werden. In der Spur des Evangeliums entfalten die Johannes-Briefe das Gemeinte unter dem Stichwort „Liebe“, das beständig umkreist wird.

Doch weit gefehlt, wer meint, hier ginge es um weltfremde Gemütlichkeit im Sinne einer Kuschel-Einheit! Das Verb zum Substantiv Einheit, das selbige zur Praxis macht, heißt „dienen“ (so wie ministratio mit Dienst zu tun hat). Verdeutlicht wird diese Forderung Jesu in der Fußwaschung. Wer den Ritus aus der Gründonnerstagshandlung kennt, könnte meinen, es handle sich um eine Symbolhandlung, also ein Tun, das auf etwas anderes verweist und es zugleich gegenwärtig setzt, konkret: Es symbolisiere den dienenden Christus. Doch dies ist eine ebenso den Text verfehlende wie verharmlosende Interpretation der Perikope, die nichtsdestoweniger bis heute anzutreffen ist, wie die neueste Handreichung der Deutschen Bischöfe zum Glauben an den dreieinen Gott zeigt: Sie macht die Fußwaschung zu einem Symbol für etwas, was nur Christus selber tun konnte: Befreiung von Sünde und Tod.<sup>4</sup> Bei solcher Sicht besteht im

liturgischen Zeremoniell in der Tat die Gefahr einer Ablassung ins Ästhetische. Doch – anders als in der Eucharistie, die unbestreitbar repräsentierendes Realsymbol der Hingabe Jesu am Kreuz ist, stellt die Fußwaschung kein Symbol, sondern nach den Worten Jesu ein „Beispiel“ (Joh 13,15: *hypódeigma*) dar, welches er uns gegeben. Eucharistie zielt von daher auf vergegenwärtigende Wiederholung in der liturgischen Feier – nicht ähnlich oder entsprechend, sondern genau so, wie ER es getan hat, weshalb der Wortlaut der Einsetzungsworte Jesu im Hochgebet als dem vorgegeben Kern und die Symbole von Brot und Wein nicht austauschbar sind; Fußwaschung hingegen zielt auf Nachahmung: „Ein Beispiel habe ich euch gegeben ...“ Ein Beispiel verlangt aber geradezu nach der aktiven Suche, wie das Gemeinte jeweils neu umzusetzen ist.

Bei der Frage nach dem, was denn wirklich mit der Fußwaschung gemeint ist, stößt man nun auf etwas geradezu Skandalöses: An die Stelle, da die Synoptiker die Symbolhandlung schlechthin setzen, nämlich die Einsetzung des Abendmahls; an die Stelle dessen, was für die Kirche Quelle und Höhepunkt ihres Handeln ist, setzt Johannes die Fußwaschung und ergänzt das Symbol der Einheit – die Teilhabe an Leib und Blut Jesu will ja einen! – um die andere Dimension, die da lautet: Kirche lebt aus der Dienst-Leistung und ist zur Dienst-Leistung aufgefordert. Indem Jesus als erster so handelt, vergrößert er das Anstößige: Er, der alles in der Hand hat (Joh 13,3: „wissend, dass ihm der Vater alles in die Hand gegeben“), zeigt dies nicht, sondern begibt sich in das Vorfeld dessen, was andere für das Eigentliche halten, und verharrt dort in dienendem Handeln. Die „Drecksarbeit“ damit zum Eigentlichen zu erklären, sprengt das Bild und lässt auch die von Unverständnis zeugende Reaktion des Petrus verstehen. Als Letztes in seinem Leben tut Jesus wirklich das Allerletzte: anderen die Füße waschen. Wie kämen wir dazu?!

Das Handeln hat Einheit zum Ziel, aber es sieht zugleich die Notwendigkeit von Diens-

ten. Als Beispiel wählt Christus einen „Sozialdienst“, der nun jegliche ministratio-Logik durchbricht. Denn hier heißt es nicht: „Der Mensch ist Mittel. Punkt.“, sondern:

Der Mensch ist Mittelpunkt!

Es kommt – sozusagen – darauf an, wo man den Punkt setzt.

### 3. Ein Blick auf Paulus

Die Theologie des Johannesevangeliums entspricht darin derjenigen des Paulus, der ebenfalls *communio* und *ministratio* zutiefst miteinander eint, nur dass er an Stelle der Beispielhandlung Jesu, die das Menschenhandeln an seinem Vorbild misst und es darauf zurückführt, eine die Einheit wie auch die Praxis (*ministratio!*) begründende christologische Formel setzt:

*„Denn gleichwie wir in dem **einen** Leib viele Glieder haben, aber die vielen Glieder nicht dieselbe Funktion (práxis) haben, so sind die vielen ein Leib **in Christus**; wir sind (für)einander Glieder.“ (Röm 12,4)*

Was abstrakt klingt, ist von Paulus äußerst konkret gemeint. Es hat Auswirkungen auf das Gemeindeleben, dessen Aufbau (*oikodomía*) alles Tun dienen soll (vgl. 1 Kor 14,5). Die Einheit verlangt eine *ministratio*, aber selbige lässt keinen Raum für die Pflege des eigenen Ansehens. Das berühmte Hohelied der Liebe (1 Kor 13) ist ein Abgesang auf die Glossolie, die den Korinthern viel galt als Erweis des Geistbesitzes, aber von Paulus als unnütz deklariert wird, solange sie nicht in verständliche Sprache übersetzt wird, so dass die Umstehenden nicht nur mit offenen Mündern staunend oder gar neidisch dreinblicken sondern mit eigenem Gewinn teilnehmen können am Geschehen. Auch Paulus untergräbt – wie Johannes – alle Marktlogik. Nicht den eigenen angeblichen „Marktwert“ vor Gott gilt es zu steigern durch herausragende Qualitäten wie Glossolie-Begabung, sondern andere „aufzubauen“, zu „ermutigten“

und zu „trösten“ (1 Kor 14,3) – alles Tätigkeiten, die den Menschen in den Mittelpunkt stellen, jenseits seiner geldwerten Leistungen. Darin sieht Paulus die Chance zu etwas, was eindeutig ein *ministratio*-Ziel ist, von ihm aber nicht aus der Logik geldwirtschaftlicher Kooperation abgeleitet ist: Wachstum (vgl. 1 Kor 14,24–25). Solch aufbauendes Handeln könnte sich nämlich als attraktiv für Fremde erweisen.

Die gänzlich andere Logik des Paulus gegenüber dem, was in der Welt gilt, wird noch aus einem letzten Textbeispiel deutlich. Es ist der berühmte Philipperbrief-Hymnus (Phil 2,6–11). Er steht in derselben Gefahr wie die johanneische Fußwaschung, auf eine Christus-Aussage reduziert zu werden. Natürlich steht in der Mitte die Kenosis Christi, die besagt, dass Gott weniger wurde, als er ist: ein Knecht, ein todesverfallener Mensch. Aber diese Aussage untermauert bei Paulus eine daraus erwachsende, im Brief gar vorangestellte Forderung:

*„Nichts aus Hader, nichts aus eitler Ruhmsucht, sondern in Demut schätze einer den anderen höher ein als sich selbst.“ (Phil 2,2)*

Wer Christus zum Herrn hat – und auf dieses Herr-Sein Christi zielt der ganze Hymnus, und zwar in doppelter Weise: die in ihm geschilderte Erhöhung ist der Erweis seines Herr-Seins wie es zugleich der eigentliche und letzte Grund ist für das aus dem kenotischen Weg Jesu abzuleitende kenotische Handeln der Menschen – wer also Christus zum Herrn hat, muss nicht andere klein machen, um selbst jemand zu sein. Das Ansehen des Menschen hängt dann nicht an geldwerten Leistungen, auch nicht an Fähigkeiten, ökonomischem Vermögen, sozialer Stellung, sondern allein daran, dass Christus für den anderen in gleichem Maße den unteren Weg gegangen ist wie für mich.

Dass solche Sicht vom Menschen in unserer Kirche leitend ist, wo im Rahmen von – zumindest zu einem erheblichen Teil – ökonomisch bedingten Umstrukturierungen Verwal-

tung und Organisation in einem früher nicht gekannten Maße in den Vordergrund treten, muss zumindest ein zentrales Kriterium allen Handelns bleiben – im Sinne des oben beschriebenen „und“ zwischen *communio* und *ministratio*.

Denn die zuletzt an Paulus dargestellte Sicht von Christus und dem Menschen stellt mit dem Gottessohn Jesus Christus den Menschen in die Mitte. Punkt.

#### Anmerkungen:

- <sup>1</sup> Vgl. Norbert Schuster: Kirche: Korporation und Konzern...? (Pbl. 2003, 19ff), Sterbende begleiten (Pbl. 2003, 323ff), Das Vaterunser (Pbl. 2004, 3), Der Grund der Pastoral (Pbl. 2004, 169ff), „Dein Stock und Dein Stab geben mir Zuversicht“ (Pbl. 2005, 190ff).
- <sup>2</sup> Norbert Schuster: Zwischen Sein und Tun. Pastoralblatt Juli 2006, 200.
- <sup>3</sup> So in einem mir von N. Schuster überlassenen Seminar-Manuskript von O. Neuberger.
- <sup>4</sup> Der Glaube an den dreieinen Gott. Eine Handreichung der Glaubenskommission der Deutschen Bischofskonferenz zur Trinitätstheologie. Mai 2006 (Die deutschen Bischöfe Nr. 83), S. 59: „Johannes macht diesen Zusammenhang in seinem Bericht von der Fußwaschung anschaulich (13,1–20). Wenn Jesus seinen Jüngern die Füße wäscht, leistet er ihnen den Dienst eines Sklaven. Dies verweist auf seinen Kreuzestod. Da er ihnen den Dienst aber als Kyrios leistet, vermag er durch seine radikale Hingabe die Jünger und alle, für die er sein Leben hingibt, von der Sünde und vom Tod zu befreien: ‚Ihr sagt zu mir Meister und Herr, und ihr nennt mich mit Recht so; denn ich bin es. Wenn nun ich, der Herr und Meister, euch die Füße gewaschen habe, dann müsst auch ihr einander die Füße waschen‘ (13,13f).“

Bei solcher Auslegung wird die Aufforderung zur Fußwaschung an die Jünger entweder sinnlos oder zumindest schwer verständlich, denn „von Sünde und Tod zu befreien“ ist nach dem Glauben der Kirche das nur Gott in Christus mögliche Erlösungswerk. In dieser Hinsicht ist aber nichts Beispielhaftes, sondern Einmaliges, für alle Zeit Gültiges geschehen.

Ralph Sauer

# Transzendenz- Chiffren bei Mozart

## Ein Beitrag zum Mozartjahr

In diesem Jahr gedachten wir des 250. Geburtstages von Wolfgang Amadeus Mozart (1756–1791). Aus diesem Anlass ist eine unübersehbare Anzahl von Veröffentlichungen zum Werk und zur Person des wohl berühmtesten Komponisten aller Zeiten erschienen.<sup>1</sup> Vergeblich sucht man jedoch hier nach Darstellungen, die den Spuren der Transzendenz im Werk Mozarts nachgehen. Auch bleibt seine Religiosität weiterhin im Dunkeln.<sup>2</sup> Daher möchte ich versuchen, Transzendenzchiffren im Werk Mozarts aufzuspüren;<sup>3</sup> damit eng verbunden ist die Frage nach der Religiosität Mozarts, auf die ich aber wegen des begrenzten Raumes hier nicht näher eingehen kann.

Es ist auffallend, dass bei keinem anderen Komponisten so selbstverständlich seine Musik mit dem Himmel, mit der Welt der Transzendenz in Verbindung gebracht wird wie bei Mozart. Das spiegelt sich schon in der Bezeichnung „der göttliche Mozart“ wider. Der größte lebende Mozartdirigent, Nicolaus Harnoncourt, hat in einem Interview mit einer österreichischen Zeitung gesagt, Mozart sei für ihn ein großes Rätsel. „Ich habe den Eindruck, ihn hat es eigentlich gar nicht gegeben. Es muss wohl ein Engel in ihm gesteckt haben.“ Ein anderer müsse ihm ständig die Feder geführt haben. Seine Musik müsse eine Art Offenbarung aus einer höheren Quelle gewesen sein. Hans Werner Henze sprach vom „herabgestiegenen Gott“, und der bekannte Brucknerdirigent Günter Wand verstieg sich sogar zu der kühnen Behauptung: „Für mich ist die Existenz einer solchen Person wie Mozart eine Art Gottesbeweis.“ In Hermann Hesses „Steppenwolf“ ist die Rede von einer „oft verschütteten, goldenen göttlichen Spur“ in Mozarts Werken.

Dieser „oft verschütteten, goldenen göttlichen Spur“ in Mozarts Kompositionen möchte ich ein wenig nachgehen, wobei meine Auswahl und Wertung naturgemäß sehr persönlich, subjektiv ausfallen wird. Innerhalb des Gesamtwerkes Mozarts, das immerhin 629 Titel umfasst und in nur 30 Jahren zustande kam, finden sich ca. 60 kirchenmusikalische Werke. Seinem ersten Biographen, Franz Xaver Niemetschek, zufolge war „Kirchenmusik“ Mozarts „Lieblingsfach“.<sup>4</sup> Dennoch steht diese Musik in der Mozartrezeption immer noch im Schatten seiner Opern und Konzertmusik. Als er zwei Jahre vor seinem Tod beim Thomaskantor Johann Friedrich Doles (1715–1797), einem Schüler Johann Sebastian Bachs, weilte, bekannte er in einem sehr persönlichen Gespräch: „Ihr fühlt gar nicht, was das will: Agnus Dei, qui tollis peccata mundi, dona nobis pacem u.dgl. Aber wenn man von frühester Kindheit wie ich, in das mystische Heiligtum unserer Religion eingeführt ist, wenn man da, als man noch nicht wusste, wo man mit seinen dunklen, aber drängenden Gefühlen hinsolle, in voller Inbrunst des Herzens seinen Gottesdienst



abwartete ... und leichter und erhoben daraus wegging, wenn man die glücklich pries, die unter dem rührenden Agnus Dei hinknieten, und das Abendmahl empfangen, und beim Empfang dieser Musik in sanfter Freude aus

dem Herzen der Knieenden sprach: Benedictus qui venit etc. dann ist's anders wenn man nun die tausendmal gehörten Worte nochmals vernimmt, sie in Musik zu setzen, so kommt das alles wieder, und steht vor Einem, und bewegt Einem die Seele.“<sup>5</sup> Eine nostalgische Erinnerung an die verloren gegangene kindliche Frömmigkeit. Mit fünf Jahren hat er bereits zu komponieren begonnen, während andere in diesem Alter noch mit Teddys und Puppen spielen. Allein vier Bände der Gesamtausgabe vereinen diese Kompositionen der „musica sacra“, darunter befinden sich 16 vollendete Messen. Er war 10 Jahre alt, als er sein erstes Kyrie komponierte und mit 12 schrieb er die erste Messe. Der größte Teil der Messkompositionen fällt in seine Salzburger Zeit, wo er beim Fürsterzbischof Graf Colloredo angestellt war, der ihn später nach einer Provokation Mozarts vom Hof verbannte. Die bedeutendsten Messen sind die Spatzenmesse, die sog. Krönungsmesse und die beiden letzten Messen, die in seine Wiener Zeit fallen: die unvollendet gebliebene große c-moll Messe und das ebenfalls als Torso zurückgelassene Requiem in d-moll, sein musikalisches Vermächtnis an die Nachwelt. Es wird uns berichtet, dass Mozart die bereits fertigen Teile des Requiems ausprobiert habe, beim „Lacrimosa“ sei er in Tränen ausgebrochen und konnte nicht mehr weiter.<sup>6</sup> Wer einmal das Sanctus und Agnus Dei der Krönungsmesse mit wachen Sinnen vernommen hat, der wird von einem heiligen Schauer erfasst, desgleichen beim „Et incarnatus est“ und dem „qui tollis peccata mundi“ der Großen Messe in c-moll. Mozart hat die Arbeit an dieser Messkomposition nicht vollendet. Den Grund kennen wir nicht; das ist eine bis heute ungelöste Frage. Sie war keine Auftragsarbeit, sondern die Erfüllung eines persönlichen Gelübdes angesichts einer lebensbedrohlichen Erkrankung seiner Frau Constanze. Diese Messe ist Ausdruck von Mozarts tiefster Religiosität, die andere immer wieder in Frage gestellt haben. Ebenfalls fühlen wir uns im Tiefsten angerührt von dem „Lacrimosa dies illa“ des Requiems, über das Mozart verstorben ist. Es ist bezeichnend, dass gerade die Vertonung des

„Et incarnatus est“ in seinen vielen Messen durch Mozart eine besondere Tiefe erfahren hat. Mozart hatte intuitiv erfasst, welche Bedeutung die Menschwerdung Gottes für die Menschheit bedeutet und für die Würde eines jeden Menschen. Mozart ist nicht der Versuchung wie viele seiner zeitgenössischen Komponisten erlegen und hat den vorliegenden Messtext verändert, wie beispielsweise Schubert, der stets den Artikel des Glaubensbekenntnisses: „credo unam sanctam catholicam et apostolicam ecclesiam“ ausgelassen hat. Die Liturgie der katholischen Messe war Mozart ans Herz gewachsen, in ihr lebte er, sie wurde ihm zeitlebens zur geistlichen Heimat. Das war auch das Band, das ihn während seines ganzen Lebens mit der katholischen Kirche verbunden hat. Im Mai 1791 wurde Mozart stellvertretender, unbesoldeter Kapellmeister zu St. Stephan in Wien. Noch andere geistliche Werke rühren uns im Tiefsten unserer Seele an und erheben unser Herz nach oben, wie das bekannte Ave Verum, eine Gelegenheitsarbeit. Aber was ist schon eine Gelegenheitskomposition bei Mozart? Der gegenwärtige Papst hat diese Mottete kürzlich als ein Stück religiöser Inbrunst bezeichnet, das zum Gebet einlädt und das Herz berührt. Oder denken wir an die Motette „Exsultate, jubilate“ mit dem strahlenden Halleluja und die „Vesperae solennes de confessore“ mit dem himmlischen „Laudate dominum“. Josef Ratzinger hat in seinem umstrittenen Buch „Der Geist der Liturgie“ geschrieben: „Wenn wir ...Mozart in der Kirche hören ..., spüren wir auf wunderbare Weise, was gloria Dei, – Herrlichkeit Gottes – heißt. Das Mysterium der unendlichen Schönheit ist da und lässt uns Gottes Gegenwart lebendiger und wahrer erfahren, als es durch viele Predigten geschehen könnte.“<sup>47</sup>

Chiffren der Transzendenz begegnen uns aber auch in der sog. absoluten Musik, die nicht eine Vertonung geistlicher Texte darstellt oder an die kirchliche Liturgie gebunden ist. Zu Haydns und Mozarts Zeit unterschied man noch nicht wie im 19. Jahrhundert zwischen geistlicher und weltlicher Musik. So erklärt sich auch das sog. Parodieverfahren,

das schon J. S. Bach in seinem Weihnachtsoratorium anwendete, indem er der Musik zu einer Hochzeitskantate einfach einen geistlichen Text unterlegte. Mozart hatte keine Hemmungen, in der „Zauberflöte“ eine Reihe von Themen aus seinen geistlichen Werken zu zitieren, oder in der Arie der Gräfin in „Figaros Hochzeit“ „Dove sonon i bei momenti?“ („Wohin sind die schönen Augenblicke?“), die an das Agnus Dei seiner Krönungsmesse anknüpft, auch wenn er durchaus zwischen Opern- und Kirchenmusik zu unterscheiden wusste. Aber das theatrum mundi transzendiert das rein weltliche Geschehen, es wird transparent für eine höhere geistige Wirklichkeit, es ragt in das Universum hinein. „Jede echte Form von Kunst“, schreibt Papst Johannes Paul II. in einem Brief an die Künstler, „ist jeweils auf ihre Art, ein Zugang zur tiefsten Wirklichkeit des Menschen und der Welt. Als solche stellt sie eine sehr wertvolle Annäherung an den Glaubenshorizont dar, wo das menschliche Dasein und seine Geschichte ihre vollendete Deutung finden.“<sup>48</sup> So können wir auch durchaus in der instrumentalen Musik Mozarts Spuren der Engel entdecken, besonders in den langsamen Sätzen, denken wir nur etwa an das Adagio des berühmten Klarinettenkonzerts in A-dur oder an das A-dur Klarinettenquartett, das Stadlerquartett, die Posthornserenade, das berühmte d-moll Klavierkonzert, ferner an das seinem väterlichen Freund Joseph Haydn gewidmete Dissonanzenquartett, dessen Herzstück das Andante cantabile von inniger poetischer Empfindung ist. Ich möchte aber noch weiter gehen und es wagen, den Blick auf einige Szenen aus Mozarts großen Opern zu lenken, etwa an einige Arien aus der „Zauberflöte“. Hans Urs von Balthasar, dem wir eine dreibändige theologische Ästhetik verdanken<sup>9</sup>, gerät angesichts der „Zauberflöte“ ins Schwärmen. Mozart steige als „verklärtes Ich mit Leib und Seele in den Tönen der Zauberflöte nach oben“, eine gewagte Parallelisierung mit dem auferstandenen Christus.<sup>10</sup> Ebenfalls können wir in der Arie „Odem der Liebe“ aus „Cosi fan tutte“ Transzendenzchiffren wahrnehmen. Die italienischen Erfolgsautoren Carlo Fruttero und Franco Lucentini sind der Ansicht: „Jemand,

der einen Abend lang ‚Cosi fan tutte‘ hört und die Aufführung danach als glücklicher Mensch verlässt, ist schon gerettet. Der braucht keine Predigt mehr. Das Gefühl des Einklangs mit dem Universum, das sich in solchen Augenblicken einstellt, bedarf keiner Moral.“ Das 20 Minuten währende und 939 Takte umfassende Finale des 2. Aktes von „Il nozze di Figaro“ ist an Dramatik nicht zu überbieten, selbst Verdi kann hier Mozart nicht übertreffen, und das soll schon etwas heißen. Es rührt an die tiefsten und höchsten Gefühle im Hörer. Keiner auch nur ein wenig musikalisch Aufgeschlossener kann sich dem Bann dieser himmlischen Musik entziehen. Für ihn bleibt die Zeit stehen oder, um mit dem heiligen Augustinus zu sprechen, er entzieht sich zeitweise der „Sklaverei der Zeit“. Das Nacheinander von Vergangenem, Gegenwärtigem und Zukünftigem erscheint als Vorposten einer allein Gott zustehenden Ewigkeit, dem Nu der Mystiker. Mozarts Musik begibt sich in der Tat in die Nähe zur Mystik, die um das Einswerden mit der Gottheit bestrebt ist. Dieses ewig Nu Gottes liegt hinter allem Nacheinander des irdischen Zeitablaufs. Am deutlichsten spürbar ist das Ineinander von ästhetischer und theologischer Transzendenz in der Oper aller Opern, im „Don Giovanni“, nach Hermann Hesse „der letzten großen Musik“, die geschrieben worden ist.<sup>11</sup> Ich denke etwa an die berühmte Arie des Don Ottavio „Il mio tesoro intanto“ („Folget der Heißgeliebten.) und vor allem an das grandiose Finale der Oper, an den Dialog zwischen dem Komtur und Don Giovanni, der auf die Aufforderung des Kommandanten hin zu bereuen, ihm sein fünfmaliges No trotziger Entgegenschleudert und dann mit einem Aufschrei der Unbußfertigkeit in den Abgrund der Hölle stürzt. Beim Hören dieser gewaltigen Musik stockt einem der Atem, man fühlt sich benommen und aufgewühlt. Kann ein Mensch überhaupt eine solche Musik schreiben?, fragt man sich unwillkürlich. Danach sollte sich der Vorhang endgültig schließen und die von Mozart später angefügte Scena ultima gestrichen werden. Hier schließe ich mich dem Urteil von Richard Wagner, ebenfalls ein Meister der dramatischen Musik,

Gustav Mahler und Theodor W. Adorno an.<sup>12</sup> Diese nimmt der Musik nur ihre abgründige Tiefe. Diese Musik wühlt einen im Innersten auf und man fühlt sich ganz in ihren Bann gezogen. „Warum Mozart das ‚lieto fine‘ der originalen Fassung für die Wiener Aufführungen von 1788 preisgegeben hat, ist nicht dokumentiert, möglicherweise hat es Druck von außen gegeben.“<sup>13</sup> Die Hörer der Uraufführung 1787 in Prag spendeten dem Komponisten überschwänglichen Beifall, wie er ihm im kaiserlichen Wien nicht zuteil wurde.

Es gibt eine weit verbreitete Meinung, wonach in Mozarts Musik der Himmel voller Geigen hänge, wonach alles in Seligkeit und Heiterkeit schwebe. So hat man ihm den Titel „Licht – und Liebesgenius“ zugeordnet, weil bei ihm angeblich alles in ein helles Licht getaucht sei. Dagegen gibt es in seinem Werk eine Vielzahl von Moll-Vertonungen, gerade in den herausragenden Werken, die dieses Urteil in Frage stellen. Vier seiner 16 Messen sind in einer Moll-Tonart verfasst, was in damaliger Zeit höchst ungewöhnlich war, darunter die große c-moll Messe und das Requiem in d-moll, die g-moll Sinfonie, die Bläserserenade in c-moll, zwei Streichquartette ebenfalls in Moll, die Maurerische Trauermusik und der Beginn der Overtüre von Don Giovanni mit einem Moll-Akkord. Mozarts Musik ist viel zu komplex, als dass sie nur Harmonie und Frieden widerspiegelt. Mozart wusste um die Abgründe und Dunkelheiten menschlichen Lebens. Leben und Tod bringt er musikalisch zum Klingen, auch wenn am Ende das Dunkle im Hellen aufgehoben ist. Man geht aus einer Mozart-Oper oder einem Mozart-Konzert getröstet heim. Es ist so ähnlich wie im Märchen, wo das Grausame und Dämonische nicht ausgeklammert werden; aber schließlich winkt die Erlösung, anders als in vielen Symphonien von Gustav Mahler und Dimitrij Schostakowitsch, die nur Weltschmerz und Hoffnungslosigkeit zum Ausdruck bringen. Alfred Brendel, der grübelnde Philosoph am Klavier, hat diese Spannung in Mozarts Musik entdeckt. Dunkel und Helligkeit halten seiner Ansicht nach sich hier die Waage. Für ihn ist Mozarts Musik der Ernst der Tragödie, des Unheimlichen und des Dä-

monischen. In manchen Partien der c-moll Messe stehe seine Musik „wie das Schicksal selbst vor uns da, erhaben, unerbittlich“. Vor dieser Übermacht müssten wir verstummen. Also verabschieden wir uns von dem Klischee des „Licht- und Liebesgenius“, das Mozart immer noch anhaftet. Auch für den Glaubenden liegt die Schöpfung noch in Wehen, gehört das Leid und das Tragische zur *conditio humana*, ja er muss vor den dunklen Seiten Gottes verstummen, der sich uns immer wieder entzieht als der Fernnahe. Er bleibt der Andere, Fremde, der nach dem 1. Timotheusbrief im „unzugänglichen Licht“ wohnt (1 Tim 6,16).

In einer Dankesrede an Mozart schreibt der berühmte evangelische Dogmatiker Karl Barth, der ein großer Mozartverehrer war: „Wie es mit der Musik im Himmel steht, wo Sie sich jetzt befinden, habe ich die Vermutung, die ich in dieser Hinsicht hege, einmal auf die Formel gebracht: Ich bin nicht schlechthin sicher, ob die Engel, wenn sie im Lobe Gottes begriffen sind, gerade Bach spielen – ich sei aber sicher, dass sie, wenn sie unter sich sind, Mozart spielen und dass ihnen dann doch auch der liebe Gott besonders gerne zuhört.“<sup>14</sup>

### Anmerkungen:

<sup>1</sup> L. Mozart berichtet in einem Brief vom 16. 2. 1785 folgende Äußerung Joseph Haydns ihm gegenüber: „Ich sage Ihnen vor Gott, als ein ehrlicher Mann, ihr Sohn ist der größte Componist, den ich von Person und dem Namen nach kenne: er hat Geschmack und über das die größte Compositionswissenschaft.“ In: Mozarts Briefe und Aufzeichnungen. Gesamtausgabe, hg. von der Internationalen Stiftung Mozarteum Salzburg, gesammelt von W.A. Bauer und O.E. Deutsch, Bd. I–VII, Kassel 1962–1975, hier Bd. III 373.

<sup>2</sup> Eine Ausnahme bildet eine sechsteilige Abendreihe in der Katholischen Akademie in Bayern „Wolfgang Amadeus Mozart 1756–2006“ vom 6. März bis zum 11. Juli 2006. Hier wird auch seine „musikalische Theologie“ untersucht und an Mozart die Gretchenfrage gestellt. Auf ihre Dokumentation darf man gespannt sein.

<sup>3</sup> Ausdrücklich beschäftigt sich H. Küng mit den Spuren der Transzendenz in der Musik Mozarts in dem lesenswerten Büchlein: H. Küng: Mozart. Spuren der Transzendenz. (Serie Piper). München 1991.

<sup>4</sup> F. Niemetschek: Leben des k.k. Kapellmeisters Wolfgang Gottlieb Mozart, Prag 1978; vgl. auch K.G. Fellerer: Mozarts Kirchenmusik. Salzburg 1955.

<sup>5</sup> C. de Nys: Mozart. Musicien de l’incarnation, in: Etudes (Paris 1991) 374, 75.

<sup>6</sup> Vgl. N Harnoncourt: Mozarts Requiem, sein einziges Werk mit autobiographischem Bezug, in: ders.: Der musikalische Dialog. Gedanken zu Monteverdi, Bach und Mozart. Salzburg 1984, 288.

<sup>7</sup> J. Ratzinger: Der Geist der Liturgie. Eine Einführung. Freiburg i.Br. u.a. 2000, 126.

<sup>8</sup> Johannes Paul II.: Brief an die Künstler, in: Würzburger Diözesanblatt Nr. 11 vom 01.07.1999, 239.

<sup>9</sup> H. U. v. Balthasar: Herrlichkeit. Eine theologische Ästhetik, 3 Bände in 6 Teilen, Einsiedeln 1961–1969.

<sup>10</sup> H.U. v. Balthasar, Das Abschieds-Terzett, in: Mozart – Aspekte. Hg. v P. Schaller und H. Kühner. Olten 1956, 279–288, hier 288.

<sup>11</sup> H. Hesse: Musik, Betrachtungen, Gedichte, Rezensionen, Briefe. Hg. von Volker Michels. Frankfurt/M. 1985. 48f.

<sup>12</sup> Vgl. M. Geck: Mozart. Eine Biographie. Reinbek bei Hamburg, 2005, 284.

<sup>13</sup> Ebd. 284.

<sup>14</sup> K. Barth: Wolfgang Amadeus Mozart. 1756/1956. Zürich 1956, 12.

**Stefan Kiechle, Macht ausüben. Echter Verlag, Würzburg 2005. 80 S.; 7,90 EUR.**

Das hier besprochene Büchlein ist der Band 13 der Ignatianischen Impulse und geschrieben von einem der Herausgeber der Reihe. Er ist zurzeit Novizenmeister der deutschen Jesuitenprovinz.

So orientiert sich das Buch an der Spiritualität des Hl. Ignatius von Loyola und ist nach dessen Exerzitien aufgebaut. Das erste Kapitel verweist auf das „Prinzip und Fundament“, die Kapitel zwei bis fünf auf die vier „Wochen“ der Exerzitien. Das Buch „will Mächtigen, die aus christlicher Inspiration leben wollen, ein wenig helfen, ihre große oder kleine Macht in Welt oder Kirche, Familie oder Beruf, Privatleben oder öffentlicher Aufgabe besser wahrzunehmen, zu verstehen und auszuüben.“ (8)

Diese Hilfe gibt der Verf., indem er auf den wenigen Seiten des Buches eine Fülle von Gesichtspunkten beleuchtet, die es bei der Ausübung von Macht zu bedenken gilt, und dazu viele Anregungen zum Bedenken und Korrigieren des eigenen Verhaltens bietet.

So schreibt er u. a.

- über die Ambivalenz der Macht, die es als gute Gabe Gottes zu nutzen gilt, deren Gebrauch aber auch in gutem Sinne misstrauisch beobachtet und kritisiert werden muss – auch und besonders in der Kirche;
- über die vielfältigen Versuchungen, Macht zu missbrauchen – etwa um Angst zu erzeugen; über die Gefahr, in eine unheilvolle Verbindung von Macht und Eros zu geraten;
- über die fatalen Folgen davon, wenn Menschen in Verantwortung sich nicht trauen, Macht auszuüben und Entscheidungen zu fällen;
- über die Notwendigkeit, Haltungen und Verhaltensweisen zu lernen und einzuüben, um Macht gut auszuüben, u.a. vertrauen und delegieren, aber auch Konflikte, Schmerz und Brüche aushalten;
- über die schmerzlichen Erfahrungen, wie viele Mächtige sich als ohnmächtig erfahren und wie mancher Ohnmächtige eine unglaubliche Macht ausübt;
- über die in allem wichtige Grundhaltung, sich an Jesus Christus, dem Urbild des idealen Machtträgers auszurichten und darauf zu vertrauen,

dass Gott auch das durch Machtmissbrauch entstandene Böse in seinem Gericht auslöschen und die Schuld ausgleichen wird.

Die Ausführungen werden ergänzt durch (betroffen machende) Gewissensfragen und zwölf zusammenfassende Leitsätze zum Umgang mit Macht.

Viele Menschen, die kleine oder große Verantwortung tragen, ein Amt – und damit Macht – innehaben, sollten dieses Büchlein nicht nur lesen, sondern die vielen Anfragen und Ermutigungen in Tagen der Einker an sich heranlassen, um ihren Auftrag neu bejahen zu können.

*Norbert Friebe*

**Christian Hennecke: Kirche, die über den Jordan geht. Expeditionen ins Land der Verheißung. Aschendorff-Verlag, Münster 2006. 239 S., 12,80 EUR.**

Der deutschen Kirche geht es gar nicht gut. Irgendeiner muss sie in die Mangel genommen haben, denn je nach Diagnostiker leidet sie an Priestermangel, an Geldmangel, an Gläubigenmangel und/oder an Glaubensmangel. Hauptsache Mangel, scheint es. Aber geht die Kirche wirklich über den Jordan? Der Titel des Buchs mag geistreichdoppeldeutig gemeint sein, aber er führt etwas in die Irre, denn weder belegt der Text, wie die Kirche derzeit „über die Wupper geht“, wie man im Rheinland eher sagen würde, noch schildert es, wie das neue Volk Gottes nach Wüstenjahren tatsächlich ins verheißende Land gelangt. Auch der Untertitel führt nicht wirklich in das Thema des Buches, gibt es doch deutlich mehr Visionen vom als „Expeditionen ins Land der Verheißung“.

Worum geht es also?

„Vision und Verheißung, auf die wir zugehen“, ist dem Autor eine zukünftige „Gestalt der Kirche, die in ihrer Mitte durch geprägte Zeugen, Räume des Mitlebens, Betens, Feierns, Handelns und Verkündens eröffnet und damit Menschen einen biographieorientierten Zugang ermöglicht“.

Anders ausgedrückt: Die Weitergabe des Glaubens über die gemeindekatechetische Vorbereitung von Kindern und Jugendlichen auf die Sakramente funktioniert nicht mehr so recht. Wer heutzutage Christ/Christin werden will, muss sich ernsthaft dafür entscheiden. Dazu bedarf es einer existentiellen Erfahrung des Kircheseins, glaubwürdiger Zeugen und gangbarer „Pilgerwege“. Für eine Pfarrei, die sich diesem Pilgermodell stellt, hat dies Konsequenzen: Die zu schaffenden Orte der Begegnung und des Empfangs, der Einführung in den Glauben und der Vertiefung brauchen vertrauenswürdige, kundige, auskunftsfähige Zeugen des Glaubens. Das führt zu einer anderen Sozialgestalt der Kirche.

Um diesen Übergang zu gestalten, plädiert Christian Hennecke, Pfarrer in Hildesheim und Leiter des Fachbereichs Verkündigung im dortigen Generalvikariat, für „ein Neuverständnis von Priestertum und Presbyterium“, für „eine vernetzte und nachhaltige Berufungspastoral“, für „eine Theologie der ecclesiola“ sowie „Kirche in der Nachbarschaft“, für „eine Spiritualität in Gemeinschaft“, für „eine eucharistische Kirche“ und schließlich für „eine visionäre Pastoral“. Solche Pastoral orientiert sich an dem, „was sich von Gott her ‚zu sehen gibt‘, und hat als Ziel „nicht die Bestandswahrung und auch nicht das Ausprobieren immer neuer Impulse und Ideen“.

Hier und öfter gibt es implizite Fundamentalkritik an „herkömmlichen“ seelsorgerischen Bemühungen („administrative Pastoral der Gestaltwahrung“) und auch ein paar verletzend Unterstellungen (etwa S. 100: „dass die versammelten Christen eigentlich gar nicht leben wollen, was sie feiern: die Einheit“), aber wenn man sich durch Henneckes Text durchgemüht hat, fragt man sich, ob er selber wirklich Neues bietet, ob man nicht alles irgendwo schon mal so oder in anderer Konstellation gehört oder gelesen hat und ob er wirklich etwas anderes tut, als eine gar nicht so neue Idee, nämlich intensive Glaubenskurse, auf ebenfalls nicht so neue Weise auszuprobieren. Denn auch in der Ära der Gemeindegkirche sind es viele, die sich um die Tradierung des Glaubens wahrlich mühen. Aber bekanntlich meinen die einen, Tradition hieße, Asche sicher zu verwahren, die Anderen, das Feuer zu schüren.

Für den Leser bedauerlich und für den Aschendorff-Verlag alles andere als ein Ruhmesblatt ist es, dass dem Buchmanuskript offensichtlich keinerlei Lektorat widerfahren ist. Vieles, durchaus auch Gewichtiges, wird in diesem Text ohne nennenswerte Ergänzung oder Variation wiederholt, drei- oder fünfmal. An etlichen Stellen sind Sätze so unpräzise oder unvollständig, dass der Leser sich selber denken muss, was der Autor gemeint hat („Die sich selbst versorgende Suche ist ja auch eine Antwort auf einen Mangel an Orientierung, der von Priestern und pastoralen Mitarbeitern mit Recht zu erwarten wäre.“ S. 58). Dazu fanden sich nebenbei weit über 40 Fehler unterschiedlichster Art, die ein Lektor vor Drucklegung ebenso mühelos hätte tilgen können wie den übermäßigen Gebrauch des Gedankenstrichs und der drei ... Der lustigste Fehler war: „Ein Plädoyer für eine vernetzte und nachhaltige Berufungspastoral will diese Strukturelemente furchtbar (sic!) machen.“ Hoffentlich nur eine tipptechnische und keine freudsche Fehlleistung.

*Bernhard Riedl*

---

## Dank und Willkommen

---

Mit diesem Heft endet die Meditationsreihe von Pfarrer Klaus Pfeffer aus dem Bistum Essen, der uns neben einem Grundsatzbeitrag zwölf Mal in die Denk- und Glaubenswelt Dietrich Bonhoeffers eingeführt und



von ihr her spannende, zeitgemäße und zum Nachdenken anregende Impulse gegeben hat. Dafür danke ich ihm, dem man die Leidenschaft für Bonhoeffer und den großen Kenntnisreichtum in jeder Zeile anmerkte, auch im Namen der Leser-

schaft, von ganzem Herzen.

Danke, lieber Herr Pfarrer Pfeffer.

Zugleich begrüße ich schon heute den Autor der nächsten Meditationsreihe ebenso herzlich. Pater Dr. Johannes Gerhartz SJ, der u.a. Professor für Kirchenrecht in St. Georgen, Provinzial der Norddeutschen Provinz, Generalsekretär des Ordens in Rom sowie ab 1992 Rektor des Collegium Germanicum-Hungaricum war und seit 1998 Spiritual im Seminar Studienhaus St. Lambert in Lantershofen ist, möchte uns im kommenden Jahr anhand von Jesus-Begegnungen, die das Neue Testament schildert, geistliche Anregungen für den Alltag bieten.



Herzlich willkommen, lieber Pater Gerhartz.

# Unter uns

## Ent-Deckung

Gott  
kommt aus der  
Deckung  
im Krippenkind  
notdürftig  
– notwendig –  
gehüllt in Windeln  
nur  
von wärmenden Decken  
– Zudecken –  
berichten die Evangelisten  
nichts  
wohl aber  
vom  
ent-deckenden Blick  
Simeons:  
ER  
wird ein  
anstößiges Zeichen  
sein  
zur Aufdeckung  
vieler Menschen  
Gedanken.

*Gunther Fleischer*

## Kindermund

Markus schreibt in der Religionsprobe: „Die heiligen Drei Könige brachten dem Jesus Gold, Weihrauch und Möhren.“

*Pater Friedel Weiland*

## Das Wichtigste

Vor der Religionsstunde hatten die Mädchen der 3. Klasse in der Berufsschule das Unterrichtsfach „Säuglingspflege“. Bei diesem sehr wichtigen Thema war die Lehrerin am Ende der Stunde noch nicht fertig, als der Kaplan pünktlich den Unterrichtsraum betrat und das Ende der Belehrung noch mitbekam.

Als nun die Puppe fertig gewickelt war, übernahm der Kaplan den Unterricht, knüpfte ans Vorhergehende an und fragte die Mädchen: „Was fehlt jetzt noch?“ Verblüfft und ratlos blickten die Mädchen ihn an. Die (unverheiratete) Lehrerin hatte doch alles genau und vollständig erklärt. Schließlich gab der Kaplan selbst die Antwort: „Wenn das Kind fertig gewickelt ist, bekommt das Kind das Wichtigste, einen Kuss!“

## Weihnachtsgeld

Mit dem Dezembergehalt für 1961 bekamen die Priester des Erzbistums Köln wohl zum ersten Mal 80 DM „Weihnachtsgeld“. (Mit den Jahren wurde es mehr bis zu einem vollen Monatsgehalt, dem 13. Monatsgehalt.)

Anfang Februar 1962 ruft ein Pastor wieder einmal telefonisch bei seinem jungen Kaplan an. Dieser sagt zum Schluss des Gesprächs: „Ich habe das 13. Monatsgehalt überwiesen bekommen.“ – „Das haben wir Pastöre aber nicht bekommen!“

„Aber sicher!“

„Nein! Sie meinen wohl die 80 DM Weihnachtsgeld.“

„Nein, ein volles Gehalt. Ich bin jetzt den 13. Monat im Dienst.“

*Ein emeritierter Pastor*



Ritterbach Verlag GmbH · Postfach 18 20 · 50208 Frechen  
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E